

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

3/2006 · 16. Januar 2006



Heinrich Heine

Eberhard Esche

Beiblättchen. Oder: Der Umgang mit Dichtern

Elke Schmitter

Erfinder der modernen Liebe

Joseph Anton Kruse

Warum Heine heute?

Edda Ziegler

Dichterliebe und Denkmalstreit

Thomas Gutmann

Heine nach 1945

Klaus Briegleb

Heines Umgang mit Judenhass

Editorial

Heinrich Heine war ein Wanderer zwischen den Welten, ein deutscher Jude, der in Deutschland nicht gelitten war und ab 1831 in Paris lebte. Dort, im Exil, starb er am 17. Februar 1856, vor 150 Jahren. Sein turbulentes Leben war gegen Ende von schweren Krankheiten gekennzeichnet. Die letzten acht Jahre musste er gelähmt in der „Matratzengruft“ verbringen. Beerdigt wurde er auf dem Friedhof Montmartre. Heine sorgte sich um das „Vaterland“, er sehnte sich nach ihm, aber dessen innere Verhältnisse durfte er nur mehr aus der Ferne deuten. Die „Erbfeinde“ Deutschland und Frankreich brachte er einander näher.

Der Ruhm Heines gründet vor allem auf den Gedichten und den feuilletonistischen Reisebildern. Sein Stil ist lebhaft, polemisch, witzig und aufbrausend. Der Dichter polarisierte als politischer Journalist, als Satiriker und Essayist. Er war mit Karl Marx befreundet und schätzte Napoleon I. Die Nationalsozialisten verbrannten seine Schriften und wollten den ihnen verhassten Kosmopoliten postum zerstören. Seine Heimatstadt Düsseldorf hat ihn erst spät, nach endlos scheinenden Querelen, geehrt.

Der Umgang mit Heine war stets ein Politikum. In seinem Leben, Werk und Nachleben spiegeln sich Politik und Zeitgeschichte aufs Vortrefflichste. Heine hat die Zensur zutiefst verachtet, die Dummheit der Zensoren ins Lächerliche gezogen und 1848 die Revolutionen in Europa freudig begrüßt. Warum sollten wir Heine heute lesen? Als einer der wenigen deutschen Schriftsteller von europäischem Rang ist Heine von geradezu unheimlicher Aktualität – als Herold des freien Wortes, als Vorkämpfer von Frauenrechten und als unabhängiger Weltbürger.

Hans-Georg Golz

Eberhard Esche

Beiblättchen. Oder: Der Umgang mit Dichtern Essay

A: Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?
B: Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.
(Johann Wolfgang von Goethe)

I

Irgendwann reifen für jeden die Jahre heran, sich der „Apotheken Umschau“ zu nähern. Und sei es nur, um beim Blättern in selbiger die Bestätigung zu finden, daß ihm nichts fehle. Doch ist des Menschen Beschaffenheit

Eberhard Esche

geb. 1933; Schauspieler, spielt seit 1961 am Deutschen Theater Berlin; Träger des Eduard-von-Winterstein-Ringes vom DT.

von jener Art, daß ihm, in welcher Befriedigung auch immer er sich aufhält, ihm immer etwas fehlt – und sei es nur ein Lob. Denn Lob stärkt die Abwehrkräfte. Und nahm einst der junge Mensch das Lob für selbstverständlich, weiß nun der alte es zu schätzen. Und sucht es. Und gibt man's ihm nicht freiwillig, hilft er nach. Und so stellt er die folgende Frage: „Na, was glauben Sie wohl, wie alt ich bin?“ Da fühlt sich der Aufgeforderte in die Nötigung genommen und nennt nach scheinbarem Zögern, welches aufrichtige Nachdenklichkeit signalisieren soll, eine niedrigere Zahl als die, die er annimmt, daß es die zutreffende wäre. Und wenn ihm nach vollbrachtem Akt der Höflichkeit stolz das wahre Alter mitgeteilt wird, tut er lieb erstaunt.

Das ist das kokette Spiel, welches allen wohl tut. Aber vor allem dem Fragenden selbst, denn, wie gesagt, Lob stärkt die Abwehrkräfte.

So der allgemeine Hergang, aus dem mich fernzuhalten es mir an Stärke fehlt. Und ich kann ihn nur umgehen, indem ich statt der Frage „Na, was glauben Sie wohl, wie alt ich bin?“ die Frage stelle „Na, was glauben Sie wohl, wie lange schon das Wintermärchen läuft?“ Die Rede ist von Heinrich Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen*.

II

*Jag fort das Komödiantenpack,
Und schließe die Schauspielhäuser,
Wo man die Vorzeit parodiert –
Komme du bald, o Kaiser!
(Caput XVII.)*

Dem von den Medien großgelobt Regietheater genannten Pfusch zum Trotze behaupte ich mich am Deutschen Theater in Berlin seit 23 Jahren mit Goethes *Reineke Fuchs* und seit 32 Jahren mit Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen*. Beides auch zu meinem Erstaunen. Denn die geistigen Bedürfnisse des Publikums werden in Zeiten geistiger Anspruchslosigkeit zwar großen Drangsalierungen ausgesetzt, aber bestimmt nicht befriedigt oder gar gefördert. Das kündigte sich in der DDR in ihren Verfallszeiten an, das offenbart sich nun in der BRD. Und folglich denke ich von Vorstellung zu Vorstellung: Ob sie noch kommen werden – die Leute? Denn ohne Zuschauer im Saal wären Dichter wie Schauspieler, Intendanten wie Geschäftsführer gelemmt. Aber noch kommen sie!

Den beiden großen Epen der beiden deutschen Klassiker ist eigen, daß sie mit der Wetterlage beginnen und der politischen enden. Und da das Ganze voller Humor ist, in bestem Deutsch verfaßt ist, und bestes Deutsch auch große Musik ist, gefällt das jenem Teil des Publikums, welcher sich weigert, sich vollends den allseits angebotenen Verblöndungen auszusetzen.

So holte und holt sich jeder aus dem von Goethe und Heine Gebotenen das, was er gerade braucht. Das, was sein lebendiger Verstand, sein erworbener Geschmack und sein angeborener Überlebenswille, rücksichtslos gegenüber dem herrschenden Zeitgeist, ihn denken und fühlen lehrt. Und während einst zu den Vorstellungen in Ost-Berlin mehr die periodisch auftretenden Engpässe und die nicht vollends universellen Reisemöglichkei-

ten sich als Aktualitäten in den Dichtungen zu finden schienen, ist nun, in der Einheit Deutschlands angekommen, die Zukunft Deutschlands die Wahrnehmung. Und die liegt, so Heine, was man sich bei Deutschlands einst existierender Zweistaatlichkeit nicht vorstellen konnte: im Kackstuhl von Karl dem Großen.

*Die Zukunft Deutschlands erblickst du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch schaudre nicht, wenn aus dem Wust
Aufsteigen die Miasmen!*
(Caput XXVI.)

III

*Der Umgang mit Großen ist immer
dem vorteilhaft, der ihrer mit Maß
zu brauchen weiß.*
(Goethe)

Der vorteilhafteste Umgang für Schauspieler ist – so viele Vorteile sie ihm auch bringen mögen – nicht der Umgang mit Intendanten, ist nicht der Umgang mit Regisseuren, es ist der Umgang mit Dichtern. Spät, recht spät begriff ich das, doch als ich es begriff, änderte sich, selbstverständlich nicht auf einmal, doch immerhin allmählich, mein Verhältnis zum Theater und damit zur Gesellschaft. Hier das zutreffende Beispiel:

1989 fiel die Mauer. Ich weiß seit diesem Jahr, dem Jahr, als mein sozialistischer Fernseher implodierte, daß das beste Netz bei tiefem Fall für den Herunterfliegenden die guten Bücher sind. Zu lesen, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, kann, wenn gar nichts mehr hilft, ein Trost sein. Und seit mir dieser teilhaftig geworden, weiß ich, von wem ich das meiste in meinem Leben gelernt habe: von Heinrich Heine. Durch ihn fand ich zu Goethe und von Goethe fand ich zu Peter Hacks. Akzeptiert man diese Reihenfolge, kann man sie auch umgekehrt lesen. Denn versucht ein neugieriger Mensch, jenen Teil der Zeit, die die Zeiten und die Geschäfte ihm lassen, in guter Gesellschaft zu verbringen, ist es überflüssig zu fragen, von welchem der guten Gesellschafter er das meiste gelernt hat.

IV

Als ich das Wintermärchen am 13. Dezember 1997 zum 200. offiziellen Geburtstag von

Heinrich Heine im Deutschen Theater gab, war das Haus bis auf den letzten Platz besetzt. Nach dem Vortrag des Gedichts und einer gebührenden Anzahl von Zugaben hielt ich eine kleine Rede. Ich hielt sie aus dem Hut. Ich gebe sie auch so wieder.

„Sehr verehrtes Publikum, ich kann mich leider nicht für Ihr Kommen bedanken, da nicht der Schauspieler der zu Feiernde ist, sondern der Dichter. Und der ist tot. Und das ist sein Glück. Denn wäre er das nicht, wäre es nicht auszuschließen, daß ihn die Medien gar nicht bemerken würden. Lebende Dichter, wenn sie den Namen Dichter verdienen, werden (bis auf ein paar Festtagsannoncen in den Journalen) nicht wirklich geehrt. Wir aber, meine Damen und Herren, wir sind uns darin einig: Ob das ein Jahrestag ist oder nicht, ein Dichter, wenn er den Namen verdient, ist immer zu feiern. Oder sagen wir es tätiger, er ist täglich zu bemerken.

Niemand weiß es, ob der heutige Tag wirklich der 200. Geburtstag des Dichters ist. Da es keinen Taufschein gibt, weiß niemand den Tag, ja, noch nicht einmal das Jahr seiner Geburt genau. Man nimmt das nur an. Und Heine selbst hat uns, bis zum heutigen Tag und wahrscheinlich für alle Ewigkeit, da im Ungenauen gelassen. Vielleicht mochte der Mann keine Geburtstage. Von Brecht ist nun wirklich bekannt, daß der wirklich keine mochte, und darum hält sich keiner daran. Es gibt eben die administrative Gewohnheit, Leute, die durch einen mehr oder weniger natürlichen Tod unschädlich gemacht sind, durch die Erfindung der Gedenktage noch unschädlicher zu machen. Man also gedenken muß, aus welchem Grund auch immer man gedenkt. Und wenn man den Stichtag, wie in unserem Falle, nicht weiß, wird einer erstellt. Verwaltungstechnisch gesehen, geht das nur willkürlich; vergleichsweise so wie bei der 750-Jahrfeier von Berlin.

Es weiß doch bis heute keiner, wie lange es die beiden Dörfer Kölln und Berlin, unweit des S-Bahnhofes Jannowitzbrücke an der Biegung des Flusses gelegen, den wir die Spree nennen, schon gibt. Die Festsetzung der 750sten fußte auf der 700-Jahrfeier von Berlin. Und diese Festlegung stammt nicht von einem Eingeborenen, sie stammt von einem Zugewanderten, dem Dr. Joseph Goebbels aus einem Dorf beim Rhein. Man kann, im

großen und ganzen, davon ausgehen, daß das Geburtsjahr von Heinrich Heine nicht der Doktor vom Rhein festgelegt hat; und so hätte durchaus auch im nächsten Jahr Heines Geburtstag gefeiert werden können. Wie gesagt, Heine läßt uns da im Dunkel. Für mein Dafürhalten wäre das nächste Jahr sogar günstiger. Denn da wir mit *Deutschland. Ein Wintermärchen* 1997 im 24. Jahr der Aufführung im Deutschen Theater stehen, wäre das Jahr 1998 dann sogar schon das 25. Noch besser wäre es natürlich, wenn wir den 200. Geburtstag von Heinrich Heine erst 1999 feiern würden, denn dann stünde ich hier oben nicht im 25. Jahr, sondern es *wäre* schon das 25. Jahr. Das würde sich dann merkwürdigerweise wieder mit dem Entstehungsjahr decken, ich meine, mit der Premiere vom Wintermärchen, die auf dieser Bühne stattfand. Und hätte man uns seinerzeit nicht um eine kleine Verschiebung gebeten, so hätten wir (wir, das sind der unbestechliche Regisseur Adolf Dresen und ich) die Premiere am 7. Oktober 1974 stattfinden lassen. Der 7. Oktober aber war der 25. Geburtstag der Deutschen Demokratischen Republik. Doch findet dieser Jahrestag heuer nicht mehr das allgemeine Interesse. Unverständlicherweise.

Verzeihen Sie den Ausflug, ich kehre zur Realität zurück. Es wird Sie überraschen, daß ich in diesen 23 Jahren niemals an Jahrestage gedacht habe, sondern nur an drei Dinge: Erstens: Kann ich meinen Text. Zweitens: Bin ich heute gut. Und drittens: Kommen – und das denke ich, seit die Mauer fiel, in zunehmendem Maße – Leute?

Und bis heute kommen sie! Das Wintermärchen läuft und läuft und wird an Laufzeit nur von der *Mausefalle* in London übertroffen. Und Sie, verehrtes Publikum, sind es, für die ich es am Deutschen Theater laufen lasse! Dabei darf ich nicht verschweigen, daß es bisher noch stets dem Verwenden wechselnder Intendanten zu danken ist, daß der Heine im Spielplan des Hauses geblieben.¹ Bei dieser Erwähnung ist als lustiges Nebenspiel zu ent-

¹ Nachtrag von 2005: Natürlich gab es Intendanten, denen es nicht leichtfiel, diese schöne Vorstellung im Spielplan zu halten. War es mal der Neid, der von innen her knabberte, waren es mal politische Ruminationen, die von außen her kollerten, gleichviel, am Ende siegte bei den Herren immer die Vernunft. Wofür ich sie, betreffs des Goethes und des Heines, in Reminiszenz behalte.

decken, daß der Heine, dieses natürlich nur in diesem Zusammenhange gedacht, schon eine gehörige Reihe von Intendanten überleben konnte.

Herr Sommer, der Inspizient, der dort in der Gasse steht, hat mir in der Pause die Zuschauerzahl des heutigen Abends genannt, es sind 540 Besucher. Sie, meine Damen und Herren, sind stellvertretend für die doch nahezu 150 000 Besucher, welche in diesen 24 Jahren hier und bei Gastspielen an anderen Orten Heine und sein Wintermärchen gesehen haben. Das ist, wenn man Theaterbesucher zur Elite eines Volkes rechnet, und ich tue das, doch keine ganz so kleine Zahl. Es sind Menschen, die sich, in einer Zeit, in welcher das Individuum als Quotenfutter betrachtet wird, das Recht auf Besseres nicht nehmen lassen. Und so betrachte ich den heutigen Abend, den man als Geburtstag des großen deutschen Dichters der Weltklasse feiert, als Danksagung an das Publikum Berlins und seiner Gäste. Ich danke Ihnen.“

Diese kleine Rede hielt ich im Jahre 1997. Diesen kleinen Artikel schreibe ich im Jahr 2005. Und (noch) hat das Deutschen Theater in Berlin Heines Wintermärchen in seinem Spielplan. Und so also spielt das Wintermärchen seit zweiunddreißig Jahren. Mir ist kein anderes deutsches Theater bekannt, welches in seinem Repertoire eine Abendvorstellung mit dieser schönen langen Spielzeit aufweisen kann.

V

Doch nun am Ende dieses arglosen Artikelchens bin ich dem verehrten Leser eine Erklärung schuldig. Der Leser wird sich fragen, warum ich das ihm Vorliegende *Beiblättchen* genannt habe. Nun, der Titel hat, wie kann es anders sein, einen Hintersinn. Der Hintersinn ist dünn und mündet in einer dünnen Pointe. Für beide Dünheiten kann ich nichts. Vor der Pointe beginne ich mit dem Hintersinn:

Wir benutzen zu unserem täglichen Gebrauch Wörter, deren Ursprung uns piepe ist. (So gebrauchen wir, uns in das nordamerikanische Kulturgut einfühlend, beispielsweise den Begriff Event und vergessen das Herkommen aus dem Französischen, wo es *événement* heißt, was zu deutsch Ereignis bedeutet. Wie nebenbei, erfährt so der geneigte

Leser, was ein Event nicht ist.) So ist uns piepe, wie das heißt, was wir täglich vor der Nase haben; ich spreche vom deutschen Feuilleton. Der Begriff Feuilleton kommt aus dem Französischen und das deutsche Wort dafür lautet *Beiblättchen*. Soweit der Hintergrund. Und nun die Pointe.

Die hauptstädtischen Beiblättchen haben, ob in der DDR oder nun in der BRD, bis zum heutigen Tage niemals von der Aufführung *Deutschland. Ein Wintermärchen* Notiz genommen. Alle Berliner Feuilletonisten, oder auf deutsch, alle Berliner Beiblattler, gleichviel welcher Couleur, gleichviel unter welchem Regime, nahmen sich die Freiheit.

Fin

Doch auch das Publikum kann rücksichtslos sein, die jahrzehntelang vollen Säle beweisen es: Nicht unwesentliche Teile des Publikums ignorieren die Freiheit der Presse.

So liefere ich mit Hilfe der großen deutschen Dichter und der Unterstützung des Publikums des Deutschen Theaters den Beweis, daß man auch ohne die Medien die Massen ergreifen kann.

*Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
Mit seinen blonden Horden,
So gäb es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!*

*Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen
Sich raufen in der Arena, anstatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.*

Heinrich Heine. Deutschland. Ein Wintermärchen. Caput XI.

Elke Schmitter

Erfinder der modernen Liebe

Essay

Über Heinrich Heines erste Liebe gehen die Ansichten weit auseinander; einige sind sich alle Forscher mit dem Dichter, dass sie unglücklich war. Dass es überhaupt zu näherem Kontakt mit Kusine Amalie kam, ist unwahrscheinlich; gesehen haben sich die beiden nur über wenige Wochen. Der Neunzehnjährige warb in Hamburg vergeblich um die reiche Erbin. Das soziale Elend, das diese unglückliche Liebe auch ausmachte, taucht in immer neuen Bildern des buchstäblich, räumlich Ausgeschlossenen auf, der im Schatten seine hell strahlende, von gesellschaftlichem Glanz erleuchtete Liebe anbietet: *Sie haben heut Abend Gesellschaft, / Und das Haus ist lichterfüllt. / Dort oben am hellen Fenster / Bewegt sich ein Schattenbild. // Du schaust mich nicht, im Dunkeln / Steh ich hier unten allein; / Noch wenger kannst du schauen / In mein dunkles Herz hinein. // Mein dunkles Herze liebt dich, / Es liebt dich und es bricht, / Und bricht und zuckt und verblutet, / Aber du siehst es nicht.*

Elke Schmitter

geb. 1961; veröffentlicht Romane und Lyrik. Kulturredakteurin des „Spiegel“. Ludwigkirchstraße 10, 10719 Berlin. elkeschmitter@aol.com

Eine Heirat mit Amalie hätte den armen Vetter mit einem Mal herausgehoben aus finanzieller Abhängigkeit und berechtigten Zukunftsängsten, hätte den gesellschaftlich und ökonomisch schwankenden Boden, auf dem dieser Sohn eines glücklosen Düsseldorfer Tuchhändlers und einer ehrgeizigen Arzttochter seinen Lebenslauf beginnen musste, mit einem Schritt erhoben und befestigt. So sah es allerdings auch der Schwiegervater in spe, Salomon Heine, der vermutlich einiges daran setzte, die beiden nach Möglichkeit zu trennen – schließlich sollte für seine Töchter (möglicherweise verliebte sich Heine später auch in Therese, wenn nicht, wie in der

Heine-Forschung hie und da angenommen, gleich der Reihe nach in alle vier) eine Partie gemacht werden: „In ihrer Nähe sein“, schrieb Heine an den Freund Sethe im Herbst 1816, „und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseeligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u – u – und – und – O! – O! – O Christian! da kann auch das frömmste und reinste Gemüt in wilder wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern.“ Unwahrscheinlich ist allerdings auch, dass Heine bei mehr Gelegenheit sein Glück hätte erwerben können: Seine Liebesgedichte hat Amalie, die fünf Jahre später einen ostpreußischen Gutsbesitzer heiratete, „bitter und schnöde gedemütigt“. Und mehr als Gedichte hatte er damals nicht. (Viel mehr sollte es auch nie werden. Es kam noch Prosa hinzu.)

Im nächtgen Traum hab ich mich selbst geschaut, / In schwarzem Galafrack und seidner Weste, / Manschetten an der Hand, als gings zum Feste, / Und vor mir stand mein Liebchen, süß und traut. // Ich beugte mich und sagte: „Sind Sie Braut? / Ei! ei! so gratuliere ich, meine Beste!“ / Doch fast die Kehle mir zusammenpreßte / Der langgezogene, vornehm kalte Laut. // Und bittere Tränen plötzlich sich ergossen / Aus Liebchens Augen, und in Tränenwogen / Ist mir das hohe Bildnis fast zerflossen. // O süße Augen, fromme Liebessterne, / Obschon ihr mir im Wachen oft gelogen, / Und auch im Traum, glaub ich euch dennoch gerne! Der frühe Dichter träumte und schrieb Sonette, und Tod und Hochzeit schoben sich in fast allen Gedichten zusammen. Man kann das als lyrischen Ausdruck der Hoffnungslosigkeit dieser Liebe deuten, als einen Hinweis auf die jugendliche Schwermut des Verfassers oder als eine Aggression gegen die erniedrigende, verschmähende Liebste. Aber es erinnert doch eher an Romane und Filme einer bestimmten Sorte, die auch gewisslich mit dem Hochzeitsglöcklein schließen: Es gibt ein Glück, das schier nicht auszudenken ist, weil es nicht anschließt an Erfahrung, sondern nur lose an Wünsche geknüpft werden könnte, die abstrakt sind. Wir wollen alle nur reich und glücklich sein.

Als der junge Mann aus Hamburg fortging, um in Göttingen zu studieren, nahm er nicht einmal eine Erinnerung mit: Es gab ja nichts zu erinnern als einen enttäuschten Wunsch. Und dieser geistert in allen Erscheinungen, bis hin zum Madonnenbild im Kölner Dom:

Es schweben Blumen und Englein / Um unsre liebe Frau; / Die Augen, die Lippen, die Wänglein, / Die gleichen der Liebsten genau. Das Objekt von Heines erster Liebeswahl war nie Subjekt geworden. Der Gegenstand seiner Sehnsucht war nicht durch Erfahrung konturiert, blieb Folie und konnte so jede Form annehmen. Nichts aber kann hartnäckiger schmerzen als fiktive Enttäuschung, weil keine Erfahrung sie heilen kann: So bleibt der vergeblich Liebende an seine Liebe gebunden wie ein Tier an seinen Pflock. Vielleicht hat Heine sich mit der Weisheit zu trösten versucht, dass die Zeit alles heile – aber dazu eben braucht es Geduld. Die bloße Quarantäne, das sterile Fort-Sein, das Nicht-mehr-Sehen und Nichts-mehr-Hören, das alles hilft ja nicht, solange die Seele erwartungsvoll, getrieben auf der Lauer liegt, um ihre eigenen Fortschritte zu verbuchen. Die Zeit, die alles heilt, ist ja, wenn überhaupt, nicht die verbrachte und erwartete, aufmerksam registrierte, sondern nur die erlebte Zeit.

Morgens steh ich auf und frage: / Kommt feins Liebchen heut? / Abends sink ich hin und klage: / Ausblieb sie auch heut. // In der Nacht mit meinem Kummer / Lieg ich schlaflos, wach; / Träumend, wie im halben Schlummer, / Wandle ich bei Tag. So einfach und so groß ist es bestellt um die liebende Sehnsucht, dass ein kleines achtzeiliges Volkslied alles umfasst, wenn Heine es gedichtet hat: Morgen und Abend, Tag und Nacht, Traum und Bewusstsein, Hoffnung und Klage. Und je mehr die Umgebung zum Glücklichein reizt, je schöner der Frühling sich zeigt, die Lüfte lau, die Vogelstimmen lauter werden, desto tiefer sinkt das Herz in die Schwärze. Selbst die gallige Bitterkeit, die Heines lyrische Ich-Stimmen zu ihrem Schutz ausgebildet haben, kann vor jenem Moment nicht behüten, das Heine im 37. Gedicht des *Lyrischen Intermezzo* beschreibt: *Philister in Sonntagsröcklein / Spazieren durch Wald und Flur; / Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein, / Begrüßen die schöne Natur. // Betrachten mit blinzelnden Augen, / Wie alles romantisch blüht; / Mit langen Ohren saugen / Sie ein der Spatzen Lied. // Ich aber verhänge die Fenster / Des Zimmers mit schwarzem Tuch; / Es machen mir meine Gespenster / Sogar einen Tagesbesuch. // Die alte Liebe erscheint, / Sie stieg aus dem Totenreich, / Sie setzt sich zu mir und weinet, / Und macht das Herz mir weich.*

Den anderen ist die Natur Kulisse; der tatsächlich Liebende kann sie nicht mehr ertragen, sie weckt nur die Erinnerung an eine Empfindungsfähigkeit, die vergessen werden soll. (Diese lyrische Einsicht trennt das aufrichtige Stadtkind Heine von seinen unselbstständigen Kollegen, die ihre Liebesgefühle in bukolische Bilder kleiden, selbst wenn sie privat auf der Recamiere leiden.) Denn deren Existenz bedeutete Schmerz; nun aber ist das Subjekt durch seine Leiden mit dem Schmerz schon so verbunden, dass dessen Aufhören nur als Absterben vorstellbar ist – als Absterben nicht nur der Empfindung und der Empfindungsfähigkeit, sondern als Absterben der Person. Die erste große Liebe ist ja auch deshalb dem Unglücklichen so gefährlich, weil sie mit der Entdeckung der Persönlichkeit einhergeht: Man will kein anderer mehr werden, nicht einmal ein Ärmerer an Schmerz. „Ich sehe jetzt ein“, schrieb Heine in einem Brief aus dieser Zeit, „daß die Menschen Narren sind, wenn sie über große Schmerzen klagen. Der Schmerz ist nicht so groß, aber die Brust, die ihn beherbergen soll, ist gewöhnlich zu eng.“

Viel später, als „alles vorbei war“, schrieb der Dichter ein Gedicht auf jene Art von Liebe, die meist eine Krankheit der Jugend ist: die Entdeckung eines Gefühls, das sich souverän zu seinem Objekt verhält wie zu seinem Subjekt – eine Empfindung, die herrscherlich und zufällig, absolutistisch und zerstörend ist, ein rein narzisstisches Unglück. Er schrieb diese vierstrophige kleine Ballade in jener perfekten Metrik, die er sich als Student bei seinem berühmten Lehrer August Wilhelm Schlegel angeeignet hatte: Die Philologie, eine im deutschen Sprachraum tote Wissenschaft, war von den Romantikern wieder entdeckt worden und zu einer einmaligen Höhe getrieben. Heine hat die Motive der Romantik mit Skepsis zitiert, manchmal verballhornt; seine subtile Sprachtechnik aber verdankt er der Textarbeit dieser Epoche. Deren Ergebnisse lassen alle Ansprüche des Reimens hinter sich; Rhythmus und Klang allein erzeugen die Schönheit eines vollkommenen Gedichts, die Dynamik in den Zeilen lässt den arglosen Leser einen Reim annehmen wie in den besten Gedichten der Anakreontik. Das Thema der Liebe findet seine formale Entsprechung in einem totalen Gedicht.

Der Asra

*Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.*

*Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.*

*Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!*

*Und der Sklave sprach: Ich heiße
Mohamet, ich bin aus Yemmen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.*

Heine als Dichter der Liebe – das umfasst die Innigkeit und auch ihr Gegenteil. Er kann Gedichte schreiben, die in ihrer Schlichtheit zu Herzen gehen und so unmittelbar wirken, dass man sie nicht vergisst. Er kann, naiv und treu, den Bänkelsänger seines Gemüts und seiner Sprache geben, natürlich, unverbildet, ein Hirte tiefer, singender Gefühle. Aber er kann auch mit Ironie sich selbst zitieren, die Fertigsprache seiner Zeit, die abgelebten Bilder, die er soeben noch selbst gebrauchte und noch einmal zu beglaubigen schien: *Das Fräulein stand am Meere / Und seufzte lang und bang. / Es rührte sie so sebr / Der Sonnenuntergang. // Mein Fräulein! sein Sie munter, / Das ist ein altes Stück; / Hier vorne geht sie unter / Und kehrt von hinten zurück.*

Er ist, als Dichter, auf vitale Weise unzuverlässig: Aus einer Stimmung aufgewacht, kann er ihrer sofort überdrüssig werden; vor fünf Minuten vielleicht war es noch der rote Sonnenuntergang, der ihn in der Seele berührte, jetzt ödet ihn die Sache an, und er schreibt über diese Empfindsamkeit einen zynischen Achtzeiler. Der so durchdringend und nachhaltig im Gedächtnis ist, dass er von nun an jeden lyrischen Sonnenuntergang kommentiert. Doch „trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik“, wendete er gegen die Vorwürfe ein, er sei ein Held der Pose, „blieb ich doch immer ein Romantiker (...). Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während

zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward.“

Der erotische Erfahrungsschatz des Dichters Heine ist schwer zu schätzen. Wahr aber ist, dass Heine all den Spielarten der Liebe Ausdruck gab in seiner Poesie, die bis dahin (und nach ihm sehr lange Zeit wieder) nicht literaturfähig waren: das Erkennen der Anziehung in einem Augenblick, das Suchen nach der Gelegenheit, das Warten aufeinander und die erfüllte Seligkeit. Aber eben auch die trübe Seite des Mondes, die Vergänglichkeit der Liebe, die Langeweile und die abgestandene Rührung, das müde Erinnern, sogar der kleinliche Profit, den das frivole Gedächtnis aus seiner Vergangenheit zieht. Und Heine gönnt die Erfahrung Mann und Frau. Es sind in seinem Werk nicht nur die Marketenderinnen, die erotische Anziehung fühlen, Avancen machen, sich mit Selbstbewusstsein präsentieren: Es sind die Frauen und Damen seiner Gesellschaft, die Briefe schreiben, Liebhaber empfangen – und ihnen den Abschied geben. Er ist meines Wissens der Erste, der einer Geliebten das lyrische Recht gibt, Schluss zu machen mit einem Mann: aus eben dem Überdruß aneinander, der sonst nur dem Liebhaber zugeschrieben wird: *Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durst / Gelöscht der holde Trunk; / Behalt mich noch ein Vierteljahr, / Dann hab auch ich genug. // Kannst du nicht mehr Geliebte sein, / Sei Freundin mir sodann; / Hat man die Liebe durchgeliebt, / Fängt man die Freundschaft an.*

Das allgemeine Übelnehmen, das Heine zeitlebens ertragen musste und das bis heute seinen Rang herabsetzt, war vermutlich ein Dreifaches. Einerseits bezog es sich auf seine – vermeintlichen, vermuteten – erotischen Erfahrungen; zum zweiten auf den lyrischen Gewinn, den er daraus beständig zog (unter unnachgiebiger Betonung der trivialen Aspekte der Liebe); drittens kommt jene saure Empörung hinzu, die sich einstellt, wenn einer seine Strafe nicht demütig trägt, sondern ihr trotzt. Und nur mit dem Schöpfer, so unter Kollegen, die wichtigen Dinge bespricht.

Das Hohelied

*Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben*

*Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.*

(. . .)

*O welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke,
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!*

*Der Brüstchen Rosenknospen sind
Epigrammatisch gefeilet;
Unsäglich entzückend ist die Zäsur,
Die streng den Busen teilet.*

*Den plastischen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt
Ist auch eine schöne Stelle.*

(. . .)

*Versenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme seinem Studium
Den Tag mitsamt den Nächten.*

*Ja, Tag und Nacht studier ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir so dünn –
Das kommt vom vielen Studieren.*

Das kam schon aus der Matratzengruft, wo aus dem Materialisten des Lebens einer des Sterbens wurde: ein Krüppel, dazu verurteilt, neben der blühenden Mathilde, seiner letzten Geliebten und Frau, zu siechen. Trotzdem bestand er darauf, dass Gott „in unseren Küssen ist“ – die christliche Fleischesverdammung machte der jüdische Dichter nicht mit.

Die getreuliche, genaue Beschreibung eines ganzen Kosmos macht Heines Liebeslyrik einzigartig. Er hat nicht nur die Raserei der Liebe, die stille Sehnsucht und die Fleischelust, ihre Vergesslichkeit und ihre Zähigkeit beschrieben. Er hat, nicht ohne Trotz, auch die Gemütlichkeit verteidigt. *Gesundheit nur und Geldzulage / Verlang' ich, Herr! O laß mich froh / Hinleben noch viel schöne Tage / Bei meiner Frau in statu quo.* Fester als seine Zeitgenossen hat er darauf bestanden, dass die Liebe, nach allen Projektionen, ein sinnliches Vergnügen ist, ein Alltagsrausch und ein irdisches Paradies. Keine Spur von Selbstverachtung ist da zu lesen, wenn Küsse statt

Worte die Lippen beschäftigen, und keine Spur von jener Weibsverachtung, die das bürgerliche Hohelied so oft durchzieht.

Bei Heine sind die Frauen erstmals selbstbestimmte Wesen, die nicht nur Ja sagen oder in Ohnmacht sinken, sich träumend und sehend verzehren oder kaltlächelnd den Abschied geben: Sie spenden und empfinden Lust, verfügen über Gefühle und werden von diesen verfügt, sie stürzen sich in ihre Abenteuer, wählen mit Selbstbewusstsein ihre Liebespartner, sie haben Magen und Herz, sind aus Fleisch und Blut und durchaus dem Manne ebenbürtig. Aus Puppen sind Menschen geworden, aus stummen Projektionen unberechenbar Handelnde. Heine hat außerdem das Glück geschätzt, das seine Ehefrau ihm gab, und keinerlei Hinweis ist zu finden, dass er sein Selbstgefühl auf ihrem rund werdenden Rücken jemals erhöhen musste. Er hat, im Gegenteil, die konventionelle, verächtliche Scheidung zwischen der holden Gattin, deren Selbstopferung mit Respekt und gelangweilter sexueller Verachtung honoriert wird, und der Geliebten, die Fleisch ohne Würde ist, nicht mitvollzogen: In dieser Hinsicht war er eben *nicht* frivol. Weil er sein eigenes Begehren nicht geringschätzte, musste er seine Objekte der Begierde nicht verachten, und weil sein Selbstgefühl die Unterstützung einer Gemahlin nicht brauchte, konnte er sich einen Bettschatz leisten, ohne ihn dafür zu demütigen.

Mathilde war auch seine letzte Sorge, Gegenstand seiner Innigkeit. „In der Jugend“, heißt es in seinen „Gedanken und Einfällen“, „ist die Liebe stürmisch, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. (...) wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgründtiefer, noch übermenschlicher.“

Wozu ihn sein Lazarusleben außerdem führte, das waren nicht nur Motive der Liebeslyrik, die es zuvor nicht gab, sondern auch Gespräche mit Gott, der Welt und dem Tod, die bis heute unerhört sind. Doch das ist eine andere Geschichte.

Joseph Anton Kruse

Warum Heine heute?

Das ist zum Leidwesen aller Nachdenklichen unter sämtlichen Ständen stets die ebenso lästige wie belastende Hauptfrage, die schwer zu beantworten ist und zu geistigen Klimmzügen, wenn nicht gar zum Flunkern verführt: Warum tun wir das oder hängen dem an, was wir für wichtig halten und dem wir angeblich unser eigentliches Leben verdanken oder wenigstens das lebenswertere Leben abzugewinnen wissen, obgleich der Sachverhalt oder, wie in unserem Fall, der Gegenstand unserer Lektüre, die Beschäftigung mit einem der wichtigsten Autoren des 19. Jahrhunderts, längst der Vergangenheit angehört? Also müssen schon wieder Auslegungen her, Argumente und philologische Kommentare und was dergleichen mehr ist, um den Bogen zu schlagen und zu verstehen, um was es eigentlich geht. Warum schleppen wir religiöse, kulturelle, politische, alles in allem also bestimmte humane Traditionen mit uns herum und fangen nicht einfach das neue unbeschwerte Leben der Gegenwart an, als hätten wir die dazu gehörenden Bedingungen gerade erst erfunden? Vergessen ist oft genug angesagt, und die Kunst der Erinnerung kostet viel Zeit, Kraft und Geld. Aber dürfen wir uns deswegen zurücklehnen und uns beruhigen? Zu den geläufigen Bibelweisheiten gehört nicht umsonst die Feststellung, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt.

Solche kritischen Bedenklichkeiten, aber gleichzeitig positiven Lebensentwürfe sind auch früher schon angemeldet worden. Unseren Dichtern und Denkern verdanken wir eben doch mancherlei Einsichten in existenzielle Ambivalenzen wie real-utopische Ver-

Joseph A. Kruse

Dr. phil., geb. 1944; Direktor des Heinrich-Heine-Instituts der Landeshauptstadt Düsseldorf und Honorarprofessor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.
Kaiserswerther Straße 70,
40477 Düsseldorf.
joseph.kruse@stadt.duesseldorf.de

hältnisse.¹ Friedrich Nietzsche spricht in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ über die Entartung der antiquarischen Historie in dem Augenblicke, in dem das frische Leben der Gegenwart sie nicht mehr beseelt und begeistert. Aber gerade in dieser Forderung nach Beseelung und Begeisterung der jeweiligen Gegenwart liegt die Chance für das, was uns überkommen ist. Also auch für die Aktualität, Modernität, Nähe, Nachbarschaft, ja für die Solidaritäts- und Identifikationsangebote, oder wie immer wir die uns anrührende Kraft Heinrich Heines bezeichnen wollen. Mit anderen Worten: Man könnte nicht ungestraft zu einer Beschäftigung mit ihm auffordern, wenn es nicht zahlreiche Anknüpfungspunkte gäbe, die sich dafür nicht nur anbieten, sondern in zahlreichen Einzelfällen zur Vergegenwärtigung auch lohnen, ja unverzichtbar sind.

Eine meditative Vertiefung unseres Zeitbewusstseins kann Friedrich Schiller durch eine Bemerkung in seiner Jenaer Antrittsvorlesung aus dem Jahre 1789 liefern, also just aus dem Jahr der großen Französischen Revolution. Er fragt mit rhetorischer Raffinesse: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ und versieht die Ausführungen mit einem unschlagbaren Hinweis auf eben diesen für die Vorlesung vorhandenen Augenblick, der ihn selbst und seine Zuhörer betrifft, mit gerade diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vorteilen, diesem Maß an Gewissensfreiheit, was das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten sei; die ganze Weltgeschichte würde nötig sein, dieses einzige Moment zu erklären.

Greifen wir bei der Welterklärung allein aus praktischen Gründen also unbedingt zu den Quellen. Zweifellos gehört Heine dabei zu den Stimmen der jüngeren Vergangenheit, die uns auch die Gegenwart verständlicher machen können und selbst für die Zukunft noch überraschende Einsichten bereithalten.

¹ Solche Überlegungen zur Kultur und Literatur haben den Verfasser bereits in seiner Studie über „Die Überlieferung literarisch-kulturhistorischer Quellen. Goethe, Schiller und Heine als Bildner von Literaturarchiven“ im Heine-Jahrbuch 17 (1978), S. 186–210, geleitet. Dort finden sich auch die genauen Hinweise auf die hier bemühten Autoren.

Und um unsere Präliminarien so gelehrt wie möglich abzuschließen: Wenn es schon bei der Frage „Warum Heine heute?“ hauptsächlich um Lektüre geht, seien wenige Hinweise auf die subtile Sicht von zwei großen Romanautoren des 20. Jahrhunderts erlaubt. Das Gesetz dieses Lebens sei, so stellt Robert Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ fest, das der erzählerischen Ordnung, und das Schreiben stelle eine Verdoppelung der Wirklichkeit dar. In ähnlicher Weise richtet Marcel Proust im Schlussteil seiner „Suche nach der verlorenen Zeit“, also im zweiten Teil der „Wiedergefundenen Zeit“, sein Erkenntnisinteresse lapidar ganz auf die Literatur. Die Größe der wahren Kunst, schreibt er, habe darin bestanden, jene Wirklichkeit, von der wir so weit entfernt leben, wiederzufinden; jene Wirklichkeit, deren wahre Kenntnis wir vielleicht bis zu unserem Tode versäumen und die doch ganz einfach unser Leben ist. Das wahre Leben, das endlich entdeckte und aufgehellte, das einzig infolgedessen von uns wahrhaft gelebte Leben sei die Literatur.

Setzen wir also die Erfahrung von Literatur sowie von Literaturgeschichte als Bedingung der Möglichkeit existenzieller Selbstbefragung und hilfreicher Selbstinterpretation voraus und fragen wohlgemut von neuem: Warum Heine heute? Hier werden nur einige Antworten unterschiedlicher Gewichtung versucht. Den eigentlichen Reiz und das Vergnügen vermag nur die unvoreingenommene Lektüre zu vermitteln. Wenn unsere bisherigen und folgenden Anmerkungen dazu verleiten könnten, hätten sie ihr Ziel erreicht.

Autor und Publikum

Es ist häufig festzustellen, dass nach einer privaten Heine-Lektüre oder nach Rezitationen von Heine-Texten das Publikum staunend feststellt, wie gegenwärtig oder heutig ihm der Autor vorgekommen sei. Man fühle sich durch und durch verstanden, und andererseits sei dasjenige, was einem längst auf den Nägeln brenne, vom Dichter ebenso treffend wie witzig ausgesprochen worden. Solche Bemerkungen über die Nähe eines Autors, der uns dennoch, was die Lebensumstände angeht, durchaus fern ist, fallen gegenwärtig allenthalben noch genauso oft, wie das schon bei früheren Generationen der Fall gewesen ist. Das lässt sich übrigens auch schon für die kritischen

Auslassungen seiner Zeitgenossen feststellen. Die beiden ersten Herausgeber der interessanten Quellenfolge mit dem Titel „Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen“ notieren gleich zu Anfang der Sammlung, es bleibe trotz allem erstaunlich, wie schnell Heine einer der meistgelesenen und -zitierten jungen Autoren geworden sei. Es sei manchmal behauptet worden, Heine habe vom Beginn seines literarischen Schaffens an mit einer harten und ablehnenden Kritik zu tun gehabt. Das sei in dieser Form falsch. Die Fülle der Rezensionen, die seinem Werk von vornherein echte dichterische Qualität bescheinigten, beweise das Gegenteil. Allerdings seien kritische Bemerkungen schon anfangs fast immer dem Lob beigemischt worden.¹²

Die zeitgenössische Kritik kann in der Tat, bei aller Distanz, nicht umhin, immer wieder die Frische, das kecke Wesen, die Unbekümmertheit, den mangelnden Respekt vor eingefahrenen Systemen hervorzuheben. Im emphatischen Deutsch nennen wir diese Form der Wirkung von Persönlichkeit und Werk: gültig, oder klassisch, obgleich eine solche Charakteristik gerade auf Heine schwer anwendbar scheint und oft als unvereinbarer Gegensatz zum Autor empfunden wird. Auch wenn uns häufig genug der Glaube an einen allgemein akzeptierten Standard abhanden gekommen ist, wollen wir ihn angesichts der Heineschen Themen und Formulierungen dennoch gerne gelten lassen. Etwas die Generationen Übergreifendes haben seine Gedichte und Schriften offensichtlich an sich. Sie verleugnen nicht die Eierschalen von damals, sind aber dennoch mit dem modernsten Gefieder ausgestattet. Die Begabung zur Verquickung von Tradition und eigenständiger Anwendung erzeugt den eigenen Ton, der das Alte in Erinnerung bringt, dem das Neue allerdings auf Schritt und Tritt anzumerken ist. Dabei ist es dem Autor Heine gelungen, von Beginn an ein sehr persönliches und vor allem ein funktionierendes Verhältnis zu seinem Publikum aufzubauen.

¹² Vgl. Eberhard Galley/Alfred Estermann (Hrsg.), *Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen*, Bd. 1, Hamburg 1981, S. 8. Die umfangreiche Sammlung wurde zur Hälfte von E. Galley und A. Estermann betreut, anschließend (Stuttgart und Weimar) von Christoph auf der Horst und Sikander Singh; sie ist auf 12 Bände angelegt, deren beide letzten im Erscheinen begriffen sind; 2006 wird ein (13.) Abschlussband von S. Singh das Material würdigen.

Ob in seinen frühen Fingerübungen, den „Briefen aus Berlin“ an seine im Rheinland und in Westfalen lebenden Landsleute, denen er aus der preußischen Hauptstadt als Student die abwechslungsreichsten Einblicke in das turbulente Berliner Leben gönnt, oder im Nachwort zur Gedichtsammlung „Romanzero“ von 1851 aus den ersten Jahren seiner Matratzengruft, in dem er sich dreißig Jahre später von seinem Publikum verabschiedet, an das er sich gewöhnt habe, als handele es sich um ein vernünftiges Wesen – stets bleibt er mit seiner Leserschaft im Gespräch. Heine lässt gewissermaßen seine Leser an der Entstehung des Gedankens und der spontanen Formulierung Anteil nehmen. Somit bildet eine immer ironisch schwirrende Gleichberechtigung die Voraussetzung jeglichen weiteren Interesses beim Publikum. Heine wählt damit von vornherein ein demokratisches Schreibverfahren, das den andern nicht für dümmer hält, sondern das die eigene Beschaffenheit nur als ein Muster nimmt, dem eine positive Aufnahme von Seiten des Lesers gewiss sein kann, auch wenn dieser sich über abweichende Urteile oder sprachliche Finessen ärgern mag.

Heine schreibt in der Tat mit Blick auf die anderen, gerade wenn und weil er oft genug über sich selber schreibt. Das autobiografische Schreiben, das in mancherlei Facetten sein gesamtes Werk grundiert, kommt gerade dem Leser und seinen Problemen entgegen. Oder, wie es eine der begeistertsten Heine-Anhängerinnen überhaupt, die Kaiserin Elisabeth von Österreich, die für seine Denkmalsgeschichte und Nachwirkung eine große Rolle spielte, auf den Punkt gebracht hat: Heine verachte alle Scheinheiligkeit und Heuchelei; er zeige sich als menschlicher Dichter mit seinen Schwächen und Vorzügen.¹³ Dadurch war er seinem Publikum nahe, dem er trotz der Beherrschung notwendiger Schreibstrategien nichts vormachen wollte.

Wie sehr ihn bereits seine Zeitgenossen verstanden haben, belegt nicht zuletzt die damals herrschende Zensur. Heines Art und Weise, die Wahrheit zu sagen, hat die Machthaber beunruhigt und das Publikum in der Erkenntnis jener Prinzipien weiter gebracht, die als Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

¹³ Vgl. Joseph A. Kruse, *Heinrich Heine. Leben und Werk in Daten und Bildern*, Frankfurt/M. 1983, S. 11.

kurz zuvor noch in den Losungsworten der Französischen Revolution lebendig waren und die Heine unter dem Signum der Menschenrechte bereits als Höhepunkt der biblischen Tradition betrachtet hat. Dass Heine sich trotz der Zensur und des Exils zum ambivalenten Liebling des Publikums in das Gedächtnis der Literatur hat einschreiben können, ist ein Wunder. Das Bundestagsverbot von 1835 als Totalverbot der „Jungdeutschen“ hat entgegen seiner Absicht Heines herausragende Stellung im literarischen Kontext erst recht gefestigt. Die Kastration des Genius der Freiheit, den der Dichter verkörpert, wird am Ende des „Wintermärchens“ auf tragikomische Weise geträumt. Dennoch ist die Freiheit für Europa nicht verloren, und das Publikum erhält in den literarischen Schöpfungen jenen Spiegel, der das Unrecht benennt und in die ewige Hölle fixierter Sprache verweist. Die kritische Weltliteratur in Gestalt von Aristophanes und Dante lässt grüßen! Heine reiht sich bewusst in eine Traditionslinie ein, weil er weiß, dass trotz aller historischen Untergänge die zum Buch gewordenen Botschaften überleben werden.

Zyklen ihren unverwechselbaren Reiz. So erlangen die Liebesgeschichten eine Bedeutung über die individuelle Verliebtheit hinaus. Der Einzelne wird zum Vertreter mindestens seiner eigenen Gegenwart, wenn nicht zum Exempel der humanen Bedingungen überhaupt. Das gilt selbst für Heines immer noch neue Deutungen herausfordernden Verse von der Loreley, in denen der Sprecher anfangs nicht weiß, wie es um seine Gemütsverfassung bestellt ist, und am Ende nur glaubt, dass die Lokalsage von der Sirene des Abendsonnenscheins und die persönliche Melancholie eine unauflösbare Verbindung von individueller Landschaftsbetrachtung und existenziellem Lauf aller Dinge mit darin eingebettetem Untergang besitzen.

Die Vorstellungswelten werden durch unerwartete sprachliche Muster geradezu aufgemischt. Der überraschende Lakonismus hat bereits in den „Reisebildern“ ein immer wieder bis heute verführerisches Feld gefunden. Der begeisterte Wanderer in der „Harzreise“ bewegt sich mitten zwischen den abgebrühten Realisten, denen nichts mehr schön und heilig ist, sondern die alles mit der Natürlichkeit erklären, und den unerträglichen Schwärmern, die den Boden unter den Füßen verloren haben. Heine kennt seine Narren. Das stellt er beispielsweise in „Ideen. Das Buch Le Grand“ unter Beweis. Von deren Beschreibung hat er leben können und dafür ganze sprachliche Arsenale von Darstellungsmöglichkeiten erschlossen, über die wir herzlich lachen können. Das gilt auch für die italienischen „Reisebilder“ insgesamt und selbst noch für die in den „Bädern von Lucca“ vorgenommene, mehr als ungerechte Abfertigung des Grafen Platen, die aus dem nur schwer aufzulösenden Konflikt zweier Außenseiter zu verstehen ist.

Unbekümmert oder besser: im tiefsten Sinne getroffen bezeichnet Heine sich selber im Verein mit Shakespeares Helden als „Narr des Glücks“, der Geschehen und Verlautbarung zu vereinigen sucht, und erlaubt sich, an Donquichotterien teilzuhaben, die immer auch die Sprache zu einem jeweils passenden Notbehelf umformen. Sogar das Versepos „Deutschland. Ein Wintermärchen“ aus dem für Heine hoch politischen Jahr 1844 gibt für die Kunst passender Verquickung von Inhalt und Form die aufregendsten Beispiele. Hier kommen seine „Nachtgedanken“ an ein re-

Ton und Sprache

Die Nähe zum Publikum, die Spontaneität, die Herstellung von Einvernehmlichkeit und gegenseitigem Verständnis kann also nur zum Teil über Themen und Motive verlaufen, durch die Heine den Nerv seiner Zeit trifft. Stets sind es auch der besondere Ton und die sprachliche Glanzleistung, die dem Publikum noch so schwierige Sachverhalte darzubieten vermögen. In der Heine-Philologie wurden seine Fähigkeit zur Ironie und Satire, sein Humor, seine anregende Schreibweise im Verhältnis zur manchmal notgedrungen esoterischen Aussage mit ihren gleichwohl auflösbaren Fingerzeigen immer wieder untersucht und geortet. Gerade die Herkunft aus der Romantik mit ihrem Hang zur Unendlichkeit und Beseelung findet bei ihm ständig modern empfundene Brechungen durch realistische Einsprengsel, durch quasi zur Seite gesprochene Kommentare, die neben der Sentimentalität im besten Sinn mit ihren hochsprachlichen Ausflügen auch das alltägliche und banale Wort gelten lassen und einfügen. Auf diese Weise gewinnen die Gedichte seines „Buchs der Lieder“ von 1827 oft genug in den für die Komponisten noch so attraktiven

alistisches Ende, das dennoch immer mit bedeutungsvollen Träumen zu tun hat. Trotz aller Bitternis angesichts der herrschenden duckmäuserischen Verhältnisse bleibt die Liebe zur Heimat das Hauptmotiv und ist die deutsche Sprache, sind die herzlichen Eigenschaften der Deutschen ein Versprechen einer besseren Zukunft. Deutschland hat ihn zwar um den Schlaf gebracht, die Tränen fließen, doch die Sehnsucht gilt der Mutter in Hamburg, und die Beruhigung erfolgt durch die französische Frau an seiner Seite im Morgenlichte eines bereits besseren Lebens. Thema und Motiv dieses Zeitgedichts möchten einem als Übertreibung von Nebensachen vorkommen. Beides, Heimatliebe und Sehnsucht nach der Mutter, jedoch auf zitierfähige Weise ausgedrückt zu haben, macht das Gedicht zum Stachel im Fleisch der deutschen Erinnerung an eben nicht die hellsten Seiten des Biedermeiers.

Heine hat dem Volk in so vielem aufs Maul geschaut, dass er dessen Ton traf, auch wenn er nicht nach dessen Mund redete. Stellvertretend hat er die soziale Not und Ungerechtigkeit auf eine Weise dargestellt, die ihresgleichen sucht. Ein herausragendes Beispiel bildet das Gedicht „Die schlesischen Weber“, dessen scharfe Anklage gegen Gott, König und Vaterland per Flugblatt Verbreitung fand, während zur selben Zeit der mündliche Vortrag mit Gefängnis bestraft wurde. Vor allem hat Heine die Sprache dann erst recht gegen den Strich gebürstet in seinen späten Gedichten, die von Krankheit und Sterben handeln und eigene Räume entwerfen, denen auch durch die raffinierte Alltagssprache und manche exotischen Einsprengsel jede weihevollere Atmosphäre fehlt. Hier ist er ganz bei sich selber und gerade auch in solchen Texten dem Leser von heute und dessen Lebensumständen nahe. Wie heißt es im postum erschienenen Fragment seines Versepos „Bimini“ über das „Zauberschiff“ und „Narrenschiff“ der Poesie, dem die Magie der Dichtkunst zugute kommen soll? Aus Trochäen wie Eichen seien Kiel und Planken gezimmert, Phantasie sitze am Steuer, gute Laune blähe die Segel, Schiffsjunge sei der flinke Witz – ob Verstand an Bord, daran zweifelt der Verfasser jedoch. Das ist der Dichter Heine, wie er lebt und lebt, selbst wenn er nach eigenem Ermessen längst lebendig begraben ist und Gespenster im Schädel des Dichters ihren Umzug halten. Wie hatte

er am Ende des Gedichtes „Enfant perdu“ seine Lebensleistung in literarisch-militärischer Weise beschrieben? Seine Waffen seien ungebrochen: „Nur mein Herze brach“.

Trotz solch, alles in allem, positiven Befundes darf nicht vergessen werden, dass Heine in Bezug auf Wirkung und Kritik einen schwierigeren Weg zu beschreiten hatte als viele Altersgenossen. Was wir als Leistungen von Publikumsnähe und sprachlichem Mehrwert beschrieben haben, wurde durchaus auch negativ in arrogant verletzenden Klischees und ständig wiederkehrenden Stereotypen ausgedrückt und nach den Ritualen von Ablehnung und Verdammung ins Wort gebracht. Nicht nur, dass Heine ein Vierteljahrhundert lang von Paris aus als Emigrant das deutsche Leben begleitet hatte, was man ihm oft genug als Vaterlandsverrat auslegen wollte. Seine sprachlichen Glanzstücke wurden als Eskapaden betrachtet, die obendrein auch in einem anderen Sinne von außen kamen und damit dem deutschen Publikum nicht ohne Weiteres schmeckten und deshalb als fremd verteufelt wurden: Heine war Jude und blieb es für die Wirkung über seinen Tod hinaus. Er hatte selbst in seinen das Werk begleitenden Notizen bemerkt, dass die Taufe das Entreebillet in die europäische Kultur darstelle. Aber selbst die Akzeptanz der damals geltenden Bedingungen war nicht dazu angetan, die Aufnahme in die Gesellschaft wirklich zu garantieren. Zur selben Zeit wurde ihm daher auch bewusst, wie schwer die Anerkennung zu erreichen war, und dass äußere Zeichen wie seine mit dem Abschluss des Studiums erfolgte Aufnahme in die evangelische Kirche noch keineswegs eine Integration in die deutsche Literatur zur Folge hatten. Die Erfahrung, ständig von außen die Dinge betrachten zu müssen, obwohl man sich durchaus mitten darin befindet, ist vielleicht eine der tragischsten Verbindungslinien zur Gegenwart, die aufgrund ihrer veränderten Bedingungen für einen solchen Dichter nach so vielen bitteren Erfahrungen endlich das rechte Gespür erworben hat.

Textmixturen: Lyrik und Prosa

Heine erfindet nicht alles neu, sondern fügt sich in überlieferte Traditionen ein. In der Verskunst lernt er von August Wilhelm Schlegel und blickt auf Goethe. Seine Prosa

bildet er an den Romantikern und nimmt Stilelemente der europäischen Literatur auf. Dennoch ist seine Publikationsstrategie vor allem davon geprägt, verschiedene Ausdrucksformen und damit auch die unterschiedlichsten Themen und Bereiche miteinander zu verknüpfen und zusammen erscheinen zu lassen. Abwechslung gehört zu seinem Programm. Dadurch will er das Interesse wach halten und gleichzeitig die Verschiedenartigkeit der uns umgebenden Welt durch das Medium der Literatur vereinigen. Solche Wechselbäder von Begabung und Darstellungsform hat ihm das Publikum stets gedankt, zumal die Bücher jeweils die Probleme und Interessen der Zeit trafen und in geradezu nervöser Aktualität dem Puls der Zeit gerecht wurden. Der allerdings, das stellt die Heine-Lektüre immer wieder unter Beweis, schlägt im Heineschen Takt so, als wären wir gewissermaßen als prüfende Beobachter damals wie heute dabei.

Wollte man es skeptisch ausdrücken, war Heines literarische Überlebensübung, einmal abgesehen von seiner Lyrik, die zweifellos ohne größere Schwierigkeiten mit ihren unzähligen Kompositionen in sämtlichen Konzertsälen der Welt lebt, ihrer schmalen Bandbreite nach ziemlich anspruchsvoll. Denn auf der Bühne ist er trotz zweier Tragödien und zweier Ballettszenarios nicht präsent, auch wenn das Ballett „Giselle“ bis heute unbedingt mit seinem Namen verknüpft bleibt. Diese Abstinenz in der Bühnenbeachtung seiner theatralischen Werke sollte sich unbedingt ändern. Jedenfalls eignen sich die Dramen und Ballettentwürfe, wenn sie schon zu selten praktische Umsetzungen erfahren, für die Lektüre, damit nicht nur das Wort aus dem „Almanson“ über die Bücherverbrennung (Heine spricht vom Koran zur Zeit der spanischen Wiedereroberung Granadas), die der Verbrennung von Menschen vorausgeht, das einzige geflügelte Wort aus diesem Komplex des Heineschen Schaffens bleibt.

Die Kombinationen von Vers und Prosa in den „Reisebildern“, den „Salon“-Bänden und den „Vermischten Schriften“ kommen auch dem heutigen Leser entgegen. Dadurch wird die Vielfalt in der Einheit abgebildet, wird das poetische Arrangement zur Botschaft mit unterschiedlichsten Ansatzpunkten. Was in den Versen klingt, ist auch im Rhythmus der

Prosaarbeiten spürbar. Heine ist ein Meister der Sprache, der allerdings aus dem klassischen Repertoire der Textarten nur bedingte Anleihen macht und sich von vornherein mit sämtlichen Schriften dem Markt stellt. Damit bedient er zuerst das damals reichhaltige Zeitschriftenwesen, bevor seine Texte zu Büchern komponiert werden. Diese Aufgeschlossenheit für die Medien mit seinem Mangel an hermetischer Struktur macht den Autor als Kommentator gerade auch heutiger Umstände interessant. Wer mit seinen lyrischen und prosaischen Werken sich derart in die laufenden Diskussionen einzumischen verstand, war ein Seismograf ohne zeitliches Verfallsdatum.

Die Antworten Heines auf die Bewegung seiner Zeit erhielten obendrein oft ein fragmentarisches Erscheinungsbild, was man für eine Folge der Romantik halten könnte, was gleichzeitig aber auch die Unmöglichkeit thematisiert, in Umbruchszeiten das harmonische Ganze darstellen und somit ein heiles Gesamtkunstwerk schaffen zu können. Erinnert sei an sein erzählerisches Potenzial, das sich jeweils dem romantischen Fragment auf individuelle Weise beugt. Sein „Rabbi von Bacherach“ verläuft aus der jüdischen Rheinromantik ins grotesk anmutende mittelalterliche Frankfurter Ghetto; seine „Memoiren des Herren von Schnabelewopski“ lassen sich als pfiffig-tragischer Bildungsroman lesen, und die „Florentinischen Nächte“ verbreiten den Zauber der anspruchsvollsten Erotik.

Heines Gesamtkunstwerk bestand in der Mischung, im Wechsel, in der Andeutung eines zufälligen Beginns und eines unvorhergesehenen Endes. Insofern nehmen viele Texte wie ein Drehbuch zum Zeitgeschehen filmische Sequenzen vorweg. Aber auch hier gilt: Die Beschreibungen in Vers und Prosa bilden jeweils Modelle der Weltbetrachtung, die sich darüber hinaus weit über die eigenen Verhältnisse erheben können. Gerade dem kranken Heine ist die ganze Geschichte ein Fundus für die Darstellung. Als geistvoller Teilnehmer am Weltgetriebe hat er gar die Kunst der Agonie zu einer Höhe geführt, die ihresgleichen sucht. Der Augenblick und die sich daraus zusammensetzende, oft genug quälende Zeit sind in der Tat nur aus den großen Zusammenhängen zu erklären. Hier trifft sich Heine mit der Schillerschen Antrittsvorlesung von 1789.

Mixturen aus Absicht und Engagement

Mischungen bestimmen nicht nur die Erscheinungsform seiner Schriften, sondern auch deren Inhalte. Heine ist bei der Konfrontation gegensätzlicher Gegenstände nicht kleinlich. Er zielt auf die Öffentlichkeit. Die soll ohne didaktischen Zeigefinger jeweils eines Besseren belehrt werden, dem der Dichter seinerseits bereits ebenso neugierig wie nachdenklich auf die Spur gekommen ist. Seine Absicht richtet sich immer auf den Dienst im Befreiungskrieg der Menschheit, wie er seine literarischen Bemühungen im hehren Ton zu nennen pflegte. Die vielen großen Fragen, die er erkannte und zum Ausdruck brachte, betreffen das religiöse Feld genauso wie das der sozialen Gerechtigkeit bis hin zur Frauenemanzipation, die er im Unterschied zu anderen Zeitgenossen wenigstens benannte. Ist es angesichts dieser Modernität ein Wunder, dass er im Laufe des Jahres 2005 die Riege der fünfzig wichtigsten deutschen Autoren sogar angeführt hat?⁴

Journalismus

Heine gehört zu den ersten freien Schriftstellern, die aus dem Schreiben ihren Hauptberuf gemacht haben. Zugleich war seine Nähe zu den Zeitschriften und Zeitungen ein bestimmendes Moment seiner literarischen Lebensführung. Seine Leistung bestand darin, aus dem Tagesschriftsteller, der er stets sein musste, doch auch den Dichter für die Ewigkeit hervorgehen zu lassen. Besonders gelang ihm das durch das journalistische Vermögen der Vermittlung zwischen europäischen Ländern und Menschen. Was fern schien, wurde ihm zur geradezu systematisch erschlossenen Nähe, auch wenn seine Darstellungen einem assoziativen Prinzip folgten. Der Sinn für das Naheliegende verband sich mit seinem Engagement für Freiheit und Gerechtigkeit. Er hat sehr früh bereits über Polen berichtet und den notwendigen europäischen Aufbruch mit der Kraft slawischer Innovation begründet. Die Niederlande und England boten ihm Stoff zur Beschreibung, wobei besonders die „Englischen Fragmente“ den gewieften Beobachter und Journalisten unter Beweis stellten. Die italienischen „Reisebilder“ belegen eben-

⁴ Konrad Lischka/Christian Blohm, Der erste echte Kanon. Dies sind die 50 wichtigsten deutschen Autoren!, in: Bücher, (2005) 5, S. 24–28.

falls das breite Interessengebiet. Landschaft, Geschichte und Religion, Volkssitten und Gebräuche, Stereotype und Einzelfälle bilden ein Konglomerat aus Nähe und Ferne, das dem Leser bis heute das Gefühl vermittelt, dabei gewesen zu sein und durch Neugierde und Unbekümmertheit sich die Welt als Teil seiner selbst aneignen zu können.

Der Wechsel nach Paris im Jahre 1831 fördert die Begabung zur europäischen und kosmopolitischen Perspektive um ein Vielfaches. Heine will zwischen den beiden konkurrierenden Nachbarstaaten vermitteln. Deutsche Kultur möchte er den Franzosen näher bringen, französisches Leben seinen deutschen Landsleuten verständlich machen. Das gelang nur durch das von ihm in allen Feinheiten beherrschte Feuilleton. Privates und Öffentliches, Nebensächliches und Wichtiges, Dinge und Menschen werden in der Darstellung von Kunst, Musik, Literatur, Philosophie, Religion, Mythologie, Theater, Politik und Volksleben beider Länder in einen unverwechselbaren Strudel des Heineschen Stils gezogen und kommen als poetisierte Wirklichkeit der deutschen oder französischen Geschichte, Traditionen und Tagesverhältnisse wieder zum Vorschein. Die beiden Bände der „Lutetia“ von 1854 leben vom Vermögen Heines, Zeitzzeuge zu sein und seine Beobachtungen der 1840er Jahre einige Zeit später zu immer noch sprechenden Dokumenten zu feilen. Insofern liefert Heine literarische Quellenwerke, die den Vergleich mit heutigen Zuständen immer wieder nahe legen. Die Lektüre lohnt nicht nur aus historischen Gründen, sondern eben auch aus solchen der Assoziation, Transparenz und Analogie.

Thematisches Leitmotiv: Individuum und Geschichte

Napoleons Tod auf St. Helena und der Verlust einer nachhaltigen Jugendliebe im Jahre 1821, die Februarrevolution von 1848 und die eigene unheilbare Krankheit – Heine hat sein persönliches Schicksal in öffentlichen Chiffren abgebildet gesehen. Sein Grabspruch auf dem Pariser Montmartre-Friedhof vom Wandermüden, der unter dem Mausoleum des Nachthimmels den einzigartigen Ort von Andenken und Erinnerung erworben hat, macht darauf aufmerksam, dass wir unser Leben nicht als blindes kleines Geflecht individueller Ansprüche und Enttäuschungen zu ertra-

gen haben, sondern dass es Teil im großen Ganzen ist. Wo der „Wandermüde“ ans Ziel kommt, ob unter Linden am Rhein oder Palmen im Süden, in Sand- oder Wasserwüste, immer umgibt den Einzelnen das monumentale Mausoleum des bestirnten Himmels. Die grandiose Einsamkeit ist zugleich eine Überhöhung der individuellen Bedeutung, ohne uns selber findet die Erfahrung von Welt und Geschichte nicht statt.

„Unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte“, heißt es im XXX. Kapitel der „Reise von München nach Genua“. Dies ist das Resümee seiner Betrachtung über die Schlachten seines großen Helden Napoleon. Ist der Einzelne weniger wert als das Ganze? Heine nimmt die Ansprüche der Revolution ernst. Nicht die Vertröstung auf einen hübsch geschilderten Himmel, sondern die Bedingungen der Realität sind der Maßstab für das Glück des je einzelnen Menschen. Trotz der Krankheitserfahrung hat Heine der Versuchung nach Verzweiflung und Depression nicht stattgegeben. Seine Melancholie war eine aus Weisheit und Optimismus, auch noch die Rückschläge im Leben nutzte er produktiv und ließ den Mut nicht sinken. Die Lust am Leben und die unumwunden ausgesprochenen Überzeugungen führen häufig genug zu persönlichen Auseinandersetzungen. Auch Personalsatiren und Streitschriften sind Meilensteine auf dem Weg der Historie in eine bessere Zukunft. Heines Motto lautete darum noch in den miserabelsten Zeiten, wie er seinem in St. Petersburg tätigen Arztbruder Maximilian am 12. September 1848 schrieb: „Und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft.“ Gerade die Brüche, Höhen und Tiefen machen Heines Leben, Werk und Wirkung spannend.¹⁵ Glück, das Recht auf Leben und Leidenschaft für die Ansprüche des Menschen, sind die wichtigen Motive für Heines Verständnis von Geschichte und Individuum.

Prophetie und Prognostik, Frömmigkeit und Kritik

Heines Verhältnis zur jüdischen Herkunft bestimmt in vielen Einzelheiten auch sein litera-

¹⁵ Diese Einsicht bestimmte auch Titel und Aufbau des vom Verfasser im Heine-Jahr 1997 zum 200. Geburtstag betreuten Bandes: Heinrich Heine, „Ich liebe doch das Leben“. Ein Lesebuch, Frankfurt/M.–Leipzig.

risches Schaffen. Diese Tradition und die Erfahrungen mit einer im Prinzip abweisenden Umwelt war ihm unter die Haut gegangen. Seine Anspielungen auf dieses Wissen liegen ebenfalls häufiger, als man bei einer Betrachtung der Oberfläche seines Werkes meinen möchte, unter den Schichten seines Schreibprozesses verborgen. Zweifellos weiß er sich von der Idee ergriffen, vom Geist begeistert und insofern in der Tradition der Propheten. Seine Prophezeiungen enthalten freilich weniger utopische als prognostische Seiten. Wie der Kritiker aus der Literatur die Zukunft eines Volkes herauszulesen versteht, wie es in der „Romantischen Schule“ heißt, so ist der Schriftsteller Verkünder von Wahrheiten, die er dem alltäglichen Zusammenleben entnimmt und die in der Zukunft ihre schrecklichen oder schönen Eigenschaften entfalten werden.

Für diese Schreibart und Begabung für die Charakteristik der Gegenwart als Blick in die Zukunft gibt es manche Belege. Eine Stelle ist zu Recht immer wieder herangezogen worden, der Schluss seiner Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ aus dem 2. „Salon“-Band von 1835. Dort scheint der Furor des Nationalsozialismus in sprachliche Bilder gefasst zu sein, deren Kraft bis heute erschüttert: „Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen, und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.“

So religionskritisch Heine sich stets verhalten hat, so sehr hat seine so genannte Bekehrung in der Spätzeit die Gemüter bewegt. Auch hier beschreitet Heine seinen eigenen Weg der Akzeptanz von Tradition und Geschichte und gleichzeitiger ebenso individueller wie origineller Aneignung. Die Bibel hatte sein Schreiben ständig begleitet, aber erst in

den letzten Jahren der Krankheit und des physischen Untergangs gewann sie die Rolle eines existenziellen Korsetts ohne ideologische Enge. Die Figuration des Lazarus hat es Heine angetan, des armen Lazarus aus der Beispielerzählung Jesu, sowohl wie des von Jesus auferweckten Freundes aus Bethanien bei Jerusalem, der christlichen Überlieferung nach der erste Bischof von Marseille. Damit wurde die Gestalt Hiobs verknüpft, sodass die großen Menschheitsfragen vom kranken Dichter mit leiblicher und geistiger Präsenz ausgefüllt wurden.

Auch wenn die Fragen nicht zu beantworten waren, zu stellen, zu ertragen, zu wiederholen blieben sie vom Autor immer wieder. Das war sein Beruf. Er tat es stellvertretend, aber offensichtlich in der Hoffnung, dass sich seine Leser anschließen würden und somit ihre eigene Position finden könnten: die des freien, selbstbewussten, aufgeklärten Menschen, denen dennoch keine Geheimnisse fremd sind, auch nicht die von Gebet und Verzweiflung, Fluch und Demut, Humor und Wachsamkeit.

Vor allem diese späten Überlebensstrategien Heines machen ihn zum vorweggenommenen Beispiel des modernen Menschen, wie Heinrich Mann das bei seinem Aufruf für ein Heine-Denkmal in Düsseldorf vor 1933 ausgedrückt hat: „Er war sachlich bei aller seiner Phantasie, scharf zugleich und zärtlich, ein Zweifler, doch tapfer.“¹⁶ Die literarischen Arbeiten Heines aus allen Phasen seines Schaffens sind der Beweis für die Unabhängigkeit, die uns Not tut, und für die ironische Akzeptanz von Grenzen, ohne die unser Leben doch nicht denkbar ist.

Edda Ziegler

Dichterliebe und Denkmalstreit

„Seit zwölf Jahren diskutiert man über mich in Deutschland, man lobt mich und man tadelt mich, aber immer mit Leidenschaft und unaufhörlich. Dort liebt man mich, verabscheut man mich, vergöttert man mich, beleidigt man mich.“¹⁷ Als ambivalent und widersprüchlich beschrieb Heinrich Heine schon 1835 seine literarische Wirkung in Deutschland. Sein Wort gilt noch heute, 150 Jahre nach seinem Tod. Die deutsche Heine-Rezeption ist Erfolgsstory und Geschichte der Widersprüche zugleich – zerrissen zwischen zwei Extremen: der Liebe des deutschen Bürgertums zum vermeintlich romantischen Poeten auf der einen und der ebenso leidenschaftlichen Ablehnung des politischen Publizisten, des jüdischen Intellektuellen und vermeintlichen Vaterlandsverraters auf der anderen Seite. In diesem Doppelcharakter der Rezeption spiegelt sich der Doppelcharakter seiner Texte. Auch ihn hat Heine selbst schon beschrieben, wenn er seine frühen Gedichte, auf denen sein Ruhm gründete, als „maliziös-sentimental“ bezeichnete – eine Kombination, die provokativ gemeint war und auch so wirkte.

Die Debatte um Heine wurde von Anfang an stark personenbezogen geführt. Sie trennte noch weniger zwischen Leben und Werk, als dies bei der Vermittlung und Kritik von Literatur allgemein üblich ist. Dazu verführte zum einen das in Heines Texten allgegenwärtige literarische Ich, auch wenn es sich selbstverständlich um ein fiktives handelt; zum anderen das von Heines literarischem Antipo-

Edda Ziegler

Dr. phil.; Dozentin für Neuere Deutsche Literatur und Buchwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München. Institut für Deutsche Philologie der LMU, Schellingstraße 3, 80799 München. edda.ziegler@germanistik.uni-muenchen.de

¹⁶ J. A. Kruse (Anm. 3), S. 10.

¹⁷ Heinrich Heine, Brief an Philarète Chasles, März 1835.

den Ludwig Börne schon in den 1830er Jahren in die Debatte geworfene Stereotyp vom Widerspruch zwischen „Talent und Charakter“. Das führte – auf dem Umweg über die Disqualifizierung Heines als Person – letztlich zur Abwertung seines Werkes.¹²

Heine unterstützte diesen Prozess der Personalisierung von Anfang an. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden publizistischen Mitteln – und das waren nicht wenige – griff er in die Debatte um sich und sein Werk ein. Er versuchte, die literarische Kritik zu lenken, und setzte dafür auch gezielt Informationen über sein Privatleben ein. Provokation war das Mittel seiner Wahl; provokativ das Bild, das er in der Öffentlichkeit von seiner literarischen und persönlichen Existenz zeichnete.

Es war eine Existenz im Widerstand: als deutscher Jude im politischen Exil in Frankreich; als „Zeitschriftsteller“ in der Opposition zum Metternich’schen Regime und Opfer von dessen Zensurpolitik; als Kritiker des noch immer dem ästhetischen Wertekanon des deutschen Idealismus verpflichteten literarischen Mainstreams; nicht zuletzt als literarischer Verfechter und reales Opfer einer freien, sehr körperhaften Liebe, das an den Folgen seiner öffentlich vorgeführten Promiskuität jämmerlich zugrunde ging. Die deutsche Heine-Rezeption ist, indem sie diese explosive Mischung aus Politischem und Privatem, wenn auch kritisch gewendet, aufnimmt, von Anfang an eine politische – auch dort, wo sie sich rein ästhetisch wähnt. Und sie ist die Geschichte einer permanenten Provokation.

Die zeitgenössische Rezeption

Als Heines frühe Gedichte Ende der 1820er Jahre erstmals erschienen, war die zeitgenössische Kritik voll des Lobes. Der Autor des „Buchs der Lieder“ wurde als Sprachkünstler, als Stilist und ausgebuffter Metriker gefeiert. Die sprachlichen und metrischen Brüche, die er seinen Lesern zumutete, ja sogar die durchweg ironische Behandlung so ernsthafter, für

¹² Für diesen Text verwendete Literatur: Christoph Hauschild/Michael Werner, „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“. Eine Biografie, Berlin 1999; Gerhard Höhn, Heine-Handbuch. Zeit – Person – Werk, Stuttgart 2004³; Edda Ziegler, Heinrich Heine. Leben – Werk – Wirkung, Düsseldorf 2005³.

die Lyrik zentraler Themen wie das der unglücklichen Liebe, nahm man als Zeichen der Originalität billigend in Kauf. Doch bald schieden sich die Geister, gingen die Meinungen auseinander.

Das lässt sich exemplarisch an den Reaktionen der bürgerlichen, jüdisch-assimilierten Familie Lewald nachzeichnen, von denen die Schriftstellerin und Heine-Verehrerin Fanny Lewald berichtet. Ihr sei das „Buch der Lieder“ „zehn, fünfzehn Jahre lang“ ein ständiger Begleiter gewesen. „Viele der Heine’schen Lieder“, so schreibt sie, „haben mich als Lieblinge durch das ganze Leben begleitet, ihr Rhythmus hat mich erquickt in Tagen schwerer Leiden, ich habe mich erfrischt an ihrer Lebensfülle.“ Doch mit dieser bewusst ästhetisch begründeten Wertschätzung stand Fanny Lewald in ihrem Umfeld allein. Im gebildeten Haus Lewald teilte man zwar Heines Kritik am politischen System, distanzierte sich jedoch, wie die meisten Leser, von seinem frechen, unernsten Ton. Die „Reisebilder“ galten den Lewalds als „Schmutzbücher“ mit „Commis-Voyageur-Witzen“. Auch Fannys Lebensgefährte Adolf Stahr lehnte Heine ab; vor allem aus Gründen der Moral und guten Sitte.¹³

Diese Haltung war typisch für die bürgerlichen Heine-Leser seiner Zeit. Dass die Lewalds jüdischer Herkunft waren, spielte dabei keine Rolle. Die jüdische Heine-Rezeption unterschied sich nicht wesentlich von der nichtjüdischen und war auch keineswegs weniger national kontaminiert. Doch wie umstritten Heine auch immer gewesen sein mag: Seine Gedichte waren ein Erfolg – in jeder Hinsicht. Das „Buch der Lieder“ wurde, nach anfänglicher Käuferzurückhaltung, bald zum Bestseller. Schon in den 1840er Jahren, der Hochzeit der zeitgenössischen Rezeption, befassten sich jährlich mehr als 250 Artikel und Rezensionen mit Heine. Er war schon zu Lebzeiten einer der bekanntesten Schriftsteller Europas.

Gleichzeitig aber kam es zur Polarisierung. Die Wende setzte ein mit Heines Deutschlandkritik in den „Reisebildern“, zeigte sich in den Reaktionen auf seine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Konkurrenten Lud-

¹³ Fanny Lewald, Zwölf Bilder nach dem Leben. Erinnerungen, Berlin 1888, S. 200 f.

wig Börne und wurde schließlich manifest in den explizit politischen Texten der 1840er Jahre, vor allen anderen im Versepos „Deutschland. Ein Wintermärchen“ von 1844. Damit waren die Hauptthemen der künftigen Rezeption schon zu Lebzeiten des Dichters fixiert. Es war eine Mixtur aus moralischen, ästhetischen und politischen Resentiments. Sie wurden projiziert auf eine provokativ „andere“, die normative bürgerliche Selbstfindung des 19. Jahrhunderts verletzende Existenzform und auf ein bewusst anti-idealisiertes ästhetisches Literaturverständnis. Heine verweigerte sich jener Vereinnahmung durch die bürgerliche Gesellschaft und Stilisierung des Dichters zum Nationalheros, wie sie damals in Deutschland an Friedrich Schiller vorexerziert wurde.

Schillers 100. Geburtstag 1859, zwei Jahre nach Heines Tod, wurde – eingeleitet von einer längeren Inkubationsphase – zur Geburtsstunde des Schiller-Nationalkults. Das mit ihm errichtete öffentliche Schillerbild diente als Muster für das, was ein Dichter den Deutschen des 19. Jahrhunderts sein sollte, nämlich Genie und Nationalheld zugleich. Diesem Dichterideal entsprach Heine nie. Ja, er wurde nach seinem Tod geradezu zum Anti-Schiller.

Der bürgerlich-liberale Heine

„Wieviele deutsche Philister wüssten denn, was Heine bedeuten soll, wenn nicht Herr Silcher ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten‘ in Musik gesetzt hätte?“ Der Wiener Publizist Karl Kraus, ein als Kritiker verkappter Heine-Schwärmer, hatte es 1911 auf den Punkt gebracht: Die Heine-Rezeption des liberalen deutschen Bürgertums lebte fast ein Jahrhundert lang durch die Vertonungen seiner Gedichte, allen voran Friedrich Silchers „Loreley“-Lied von 1838. In diesen Vertonungen fand sich das bürgerliche Publikum bestätigt in seiner Liebe zu Heines Gedichten, ihrer Sangbarkeit, den echten oder auch falschen Gefühlen, die sie evozieren.

Doch das war nicht immer so. Als der junge Heine Ende der 1820er Jahre seine Gedichte, darunter auch die „Loreley“, im „Buch der Lieder“ versammelte, wollte niemand das Manuskript haben. Schon damals hatte sich – mit dem Entstehen eines nach den Kriterien von

Angebot und Nachfrage funktionierenden Buchmarkts – ein sehr dauerhaftes verlegerisches Misstrauen gegen Gedichtbände herausgebildet. Heines Verleger Julius Campe, auch er ein ökonomisch denkender Lyrik-Verächter, fasste es in den bis heute gültigen Satz: „Gedichte, wer kauft schon Gedichte.“ So sah sich Heine schließlich gezwungen, das Manuskript an den Verleger zu verschenken, um es überhaupt gedruckt zu sehen. Campe behielt mit seiner Skepsis zunächst Recht. Zehn Jahre lang sei das „Buch der Lieder“ – so beschrieb es Heine selbst – wie ein „harmloses Kauffahrteyschiff (. . .) ins Meer des Vergessens hinabgesegelt“.

Dann aber wurde es von einem neuen, jungen Publikum entdeckt: von Studenten, vor allem den in ihren Anfängen politisch fortschrittlichen Burschenschaften, der damaligen intellektuellen Avantgarde. „Jeder Bursch“, kommentierte der Verleger erfreut die Trendwende, „muß seinen Heine haben.“ Diese neue Leserschicht verstand und goutierte – anders als die konventionelle literarische Kritik – den „maliziös-sentimentalen“ Doppelcharakter von Heines Gedichten. Deren zentrale Figur, ein meist unglücklich liebendes und leidendes literarisches Ich in romantischem Gefühlsüberschwang, stand diesen Lesern sehr nah. Und vertraut war ihnen auch die Bereitschaft, diese Gefühle zu brechen und in Frage zu stellen – was Heines Texte in einer damals unerhört wirkenden Radikalität vorführten. Doch dieser Doppelcharakter geriet bald in Vergessenheit. Zurück blieb der simplifizierte, romantisch-sentimentale Heine.

Diese Entwicklung wurde getragen „Auf Flügeln des Gesanges“ – so der Titel eines der bei Komponisten besonders beliebten Heine-Gedichte. Hunderte von Tonsetzern ließen sich verführen von der Sangbarkeit der meist dem „Buch der Lieder“ entnommenen Verse, von ihrem so einfachen, liedhaften Ton und der Gängigkeit ihrer Themen und Motive. Bevorzugt wurden die scheinbar ungebrochen gefühlsauthentischen Liebesgedichte wie „Du bist wie eine Blume“, „Leise zieht durch mein Gemüth“ oder „Ich hab im Traum geweinet“. An ihnen versuchte sich alles, was Rang und Namen hatte unter den zeitgenössischen und nachgeborenen Komponisten: Robert Schumann, der mit dem Titel seines berühmt gewordenen Liederzyklus „Dichterliebe“ den Grundton dieser problematischen Rezepti-

onstradition anstimmte, der späte Franz Schubert, das geniale Geschwisterpaar Felix und Fanny Mendelssohn, das Heine aus seiner Berliner Studienzeit kannte, des Weiteren Giacomo Meyerbeer und Franz Liszt, mit denen er in Paris verkehrte, und nicht zuletzt Johannes Brahms und Richard Wagner. Allein bis 1914 hat man etwa 2 750 verschiedene Kompositionen nach Heine-Gedichten gezählt.

Heine selbst, der seit 1848 gelähmt in seiner Pariser „Matratzengruft“ lag, lernte von diesen Vertonungen nur sehr wenige kennen. Dies beschreibt der Bericht vom tragikomischen Besuch eines deutschen Männergesangsvereins beim kranken Dichter: „Mit gedämpfter Stimme, damit es den Kranken nicht behellige, wurde nun – meist nach Mendelssohns Kompositionen – eine Reihe seiner Lieder vorgetragen, unter anderen ‚Am fernen Horizonte‘, ‚Der Herbstwind rüttelt die Bäume‘, ‚Leise zieht durch mein Gemüt‘, ‚Auf Flügeln des Gesanges‘, ‚In dem Wald bei Mondenscheine‘, und das Quartett ‚Entflieh mit mir und sei mein Weib‘. Heine zeigte sich außerordentlich erfreut, mehrmals erhob er sich von seinem Lager und sagte lebhaft: ‚Das ist eine vortreffliche Auffassung! Besser konnte man meine Gedanken nicht wiedergeben.‘ Einen wehmütigen Eindruck machte es aber, daß von allen diesen Kompositionen beinahe keine einzige ihm bekannt war.“¹⁴

Sehr wohl bewusst war Heine jedoch die Breitenwirkung, die seine Gedichte durch diese Vertonungen erreichten – auch wenn dem gewieften PR-Strategen die Problematik dieser Massenwirkung nicht verborgen geblieben sein dürfte. Exemplarisch dafür steht die Wirkungsgeschichte der „Loreley“. Heines Gedicht gibt sich in Sujet und Form bewusst populär. Da ist der scheinbar volkstümlich-sagenhafte Ursprung des Motivs – „ein Märchen aus uralten Zeiten“ –, obwohl die Loreley de facto keine Figur aus deutscher Sagen- und Märchenwelt ist, sondern eine romantische Kunstfigur. Da ist des Weiteren die Situierung der Geschichte am Rhein, einem Kerngebiet romantischer deutscher Seelen- und Sehnsuchtslandschaft. Da ist der dem fiktiv volkstümlichen Motiv entsprechende volksliedhafte Ton, mit dem das Thema zusätzlich sentimental simplifiziert wurde. Vor allem

anderen aber ist da der Stoff selbst: die todbringende Anziehungskraft, die die unerreichbare, nixenhafte Frauengestalt auf den jungen Rheinschiffer ausstrahlt. All das bot einem breiten Leserkreis reichlich Möglichkeiten zur Identifikation oder auch zur Abgrenzung.

Anders als viele andere Heine-Verse, wurde das Loreley-Gedicht nur ein einziges Mal vertont – jedoch mit durchschlagendem Erfolg. Mit Silchers sentimentalem Lied war es nicht nur ein für alle Mal um den „Schiffer in seinem Kahne“, den unglücklichen Helden, geschehen, sondern auch um das Heine-Bild der Deutschen. Der unmittelbar nach der Entstehung einsetzende Erfolg des Lieds zeigt prototypisch, wie Heine von seinen bürgerlichen deutschen Verehrerinnen und Verehrern zum Spätromantiker verklärt und wie dabei die Doppelbödigkeit seiner Gedichte ignoriert wurde. Auch so ließ sich der kritische „Zeitschriftsteller“, als der Heine gleichzeitig in Frankreich reüssierte und auch ins vormärzliche Deutschland hineinwirkte, entschärfen, verdrängen und schließlich enteignen.

Denn dass es sich bei der „Loreley“ – so wie bei Heines Jugendlyrik generell – um ein „absichtlich falsches“ Volkslied handeln könnte, wie Theodor W. Adorno behauptete, um ein durch und durch künstliches Produkt, dessen Gefühlsüberschwang vielfach gebrochen ist, von solcher Einsicht blieb diese Erfolgsgeschichte unberührt. Und so breitete sich der Heine des „Loreley“-Lieds aus; in spätromantisch-bürgerlicher Salongeselligkeit, in Burschenschaften und Männergesangsvereinen und schließlich in der Rheintouristik des 19. Jahrhunderts. Hier wandelte sich die Loreley mit der Reichsgründung und der Umdeutung des Rheins zur Reichsgrenze von der romantischen Allegorie zur Symbolfigur des deutschen Nationalismus. Aus der erotisch attraktiven Jungfrau war eine kraftstrotzende, kriegerische Germania geworden.

Da passte es schlecht, dass Heine, ihr Schöpfer, als ein mit dem deutschen „Erbfeind“ Frankreich poussierender jüdischer Vaterlandsverräter in Verruf stand. Und da man auf die Loreley als deutschnationale Symbolfigur nicht verzichten wollte, unterschlug man einfach ihre Herkunft. „Verfasser unbekannt“, stand von nun an unter Silchers Lied. So konnte es fester Bestandteil der Liedersammlungen, Kommersbücher, Postkartenmotive

¹⁴ Hermann Hüffer nach Mitteilungen von Andreas Pütz, 1875.

und Klavieralben bleiben, von der wilhelminischen Zeit bis hinein ins „Dritte Reich“, ja, teilweise bis heute. Karl Kraus' Sentenz, die den Namen Heines an Silchers Loreley-Lied bindet, wurde schon bald durch die politische Entwicklung obsolet. So kommt es, dass Heines „Loreley“ – jenseits aller romantischen Ironie ihres Verfassers – aus politischen Gründen zum Volkslied wurde.

Ein Denkmal für Heine

Zum Politikum entwickelte sich insbesondere auch das Projekt eines Heine-Denkmal für Düsseldorf. Dabei hatte die Sache ganz unpolitisch begonnen, als Initiative einer prominenten Verehrerin, der österreichischen Kaiserin Elisabeth, genannt Sisi. Sie dilettierte selbst mit Gedichten in seiner Manier. Ihr Heine-Verständnis stand ganz in der liberal-poetischen, identifikatorischen Rezeptionstradition.

1887, im Vorfeld des hundertsten Geburtstags Heines, machte Sisi Düsseldorf ein großzügiges Angebot. Sie wollte Heines Vaterstadt ein nach ihren eigenen Vorstellungen gestaltetes Denkmal des Dichters schenken, das sie bei dem Bildhauer Ernst Herter in Auftrag gegeben hatte: einen Brunnen mit einer Loreleyfigur von germaniahaften Maßen. Die Idee ist im Zusammenhang mit den Schillerfeiern von 1859 zu sehen, die zur nationalen Identitätsstiftung der Deutschen erheblich beigetragen hatten. Mit einem Heine-Denkmal hätte das Gegenbild zum deutschen Nationalheros Schiller etabliert werden können: Heine, der Weltbürger.

Doch Sisis Angebot traf bei den Verantwortlichen in Düsseldorf und bis hinauf in die Reichsregierung auf wenig Gegenliebe. Weder Düsseldorf noch eine andere deutsche Stadt wollten Sisis Denkmal haben. Um es überhaupt seinem Zweck zuzuführen, ging es schließlich ins Exil – wie einst Heine selbst. 1899 fand es in der New Yorker Bronx eine dauerhafte Bleibe, in dem Stadtteil, der später, während der NS-Zeit, jüdischen Emigranten aus Deutschland zum Zufluchtsort werden sollte.

Die großzügige Spenderin zog sich nach diesem missglückten kulturpolitischen Impromptu wieder ganz ins Private zurück. Sie

ließ sich 1891 vom niederländischen Bildhauer Louis Hasselrijs für ihren Landsitz auf Korfu ein eigenes Heine-Denkmal gestalten. Es war das erste, das überhaupt verwirklicht wurde. Die unterlebensgroße Sitzfigur eines in sich versunkenen, an sich und der Welt leidenden jungen Mannes wurde auf einer Anhöhe mit Blick übers Meer aufgestellt – ein völlig unpolitisches Heine-Bild, in einem völlig unheiligen hellenischen Ambiente, expatriert wie kurze Zeit später auch das Herterische Denkmal. Als Kaiser Wilhelm II. 1908, zehn Jahre nach Sisis Tod, deren Besitz in Korfu übernahm, wollte er ein Heine-Denkmal dort nicht länger dulden, widersprach es doch den nationalen Ideen und dem Kunstverständnis des Karl-May- und Ganghofer-Fans.

So gelangte Sisis Privatdenkmal schließlich in den Besitz des Enkels von Heines Verleger Campe. Er bot es – wie seinerzeit die Kaiserin der Stadt Düsseldorf – nun dem Hamburger Senat zur Aufstellung an. Doch auch dort war man an einem Heine-Denkmal nicht interessiert und wies das Angebot mit einem fadenscheinigen, sehr hanseatischen Argument zurück: Die Stadt habe es, wenn sie denn ein Denkmal wolle, nicht nötig, ein „gebrauchtes“ aus zweiter Hand zu erwerben. So landete die Figur des leidenden Heine schließlich im Hof eines Hamburger Kontorhauses, durch einen Holzverschlag geschützt vor den Übergriffen heimischer Gegner. Damit war nun, da der Meinungskampf um das Heine-Denkmal immer weiter eskalierte, offenbar zu rechnen.

Doch auch dieses Nebenprodukt der Düsseldorfer Denkmalsidee fand innerhalb Deutschlands keine endgültige Bleibe. Schließlich ging Hasselrijs' Heine-Figur 1932, eben noch rechtzeitig vor der nationalsozialistischen Machtübernahme, wieder ins Exil – diesmal nach Frankreich, wie einst ihr lebendes Vorbild. Allerdings führte der Weg nicht nach Paris, sondern in die Provinz, nach Toulon – ein Abstieg, der als symbolisch zu verstehen ist für die abwertende Tendenz der Heine-Rezeption in Zeiten eines extremen Nationalismus.

Der Streit um das Düsseldorfer Denkmalsprojekt hatte sich mittlerweile neu entzündet. Den Anlass bot wiederum ein Gedenktag, Heines 50. Todestag 1906. Auf den Plan trat eine neue Gruppe von Verehrern: die in-

tellektuelle und künstlerische Opposition des Kaiserreichs, angeführt von dem Starpublizisten Alfred Kerr, unterstützt von fortschrittlich denkenden und öffentlich agierenden Künstlerinnen und Künstlern wie Max Liebermann, Ernst Haeckel und Max Klinger, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel und Engelbert Humperdinck, Käthe Kollwitz und Else Lasker-Schüler, den Frauenrechtlerinnen Hedwig Dohm und Lily Braun sowie sozialdemokratischen Kreisen. Ihre Intention war es, ein Denkmal des „ganzen Heine“ zu verwirklichen, das den berühmten Lyriker ebenso meinte wie den regimekritischen Publizisten, den politischen Denker von europäischem Rang ebenso wie den jüdischen Emigranten. Das intendierte Denkmal des Weltbürgers sollte nicht mehr lokalpatriotisch gebunden sein. Jede deutsche Stadt konnte sich um den Standort bewerben. Als Favorit galt Hamburg, das Heine in seiner deutschen Zeit – als sein Familien- und Verlagssitz – noch am ehesten ein fester Bezugspunkt gewesen war. Doch auch diese neue Gruppe von Heine-Verehrern distanzierte sich von dem in Hamburg deponierten Haselriis'schen Denkmal. Es sei – so Kerr – zu „zuckrig, rührselig. Betrübt, betropft, betränt“, und es entspreche nicht seiner Idee vom Weltbürger Heine.

Das neue Denkmalsprojekt entfachte noch einmal den Streit zwischen den alten Lagern, jetzt zwischen den liberalen Befürwortern von Kerrs transnationaler Intention und deren Gegnern aus den Reihen der Deutschen nationalen. Repräsentativ für letztere ist der vom Heine-Verehrer zum -Fresser gewandelte Weimarer Lehrer Adolf Bartels, der es später als literaturgeschichtlicher Chefideologe des Nationalsozialismus zu trauriger Berühmtheit brachte.

Und wieder blieb der Streit ohne Ergebnis. Zwar wurde auch diesmal ein Heine-Denkmal in Auftrag gegeben, jedoch nicht, wie von den Liberalen auf Seiten Kerrs gewünscht, bei dem Symbolisten Max Klinger, der dafür durch sein Wiener Beethoven-Denkmal bestens ausgewiesen gewesen wäre, sondern bei dem Kompromisskandidaten Hugo Lederer. Dessen Legitimation wies eher ins Deutschnationale, war er doch als Schöpfer des Hamburger Bismarck-Denkmal zu Ehren gekommen. Lederers Denkmal

zeigte den jungen Heine, lebensgroß, in zugleich kontemplativer und auch selbstbewusster Haltung – so, wie er 1831 Deutschland verließ. Die Figur kam damit Kerrs Idee vom „ganzen Heine“ sehr nahe. Fertig wurde das Denkmal erst 1912, sechs Jahre nach dem Jubiläum. Die Stadt Hamburg hatte es mit der öffentlichen Aufstellung nicht eilig. Man zögerte sie durch eine offenbar schon seinerzeit in politisch brisanten Fällen beliebte Standortdiskussion bis 1926 hinaus. Schon sieben Jahre später, im Jahr der NS-Machtübernahme, wurde die Bronzestatue – aus rassistischen Gründen – entfernt und 1943 eingeschmolzen. So verwandelte sich das Bildnis Heines als „sinnender Europäer“ in Waffen für den Zweiten Weltkrieg.

In der Zwischenzeit hatten es immerhin zwei weitere deutsche Städte zu einem Heine-Denkmal gebracht; Halle an der Saale und Frankfurt am Main – nicht aber Düsseldorf. Dort erledigten sich die anhaltenden Diskussionen um das Projekt mit der nationalsozialistischen Machtübernahme – zumindest für die nächsten zwanzig Jahre. Sogar die Gedenktafel an Heines Geburtshaus wurde 1940 abmontiert und landete in der Metallsammlung. Die Zwischenbilanz, die Kurt Tucholsky schon 1929, nach mehr als 40 Jahren der ergebnis- und würdelosen Auseinandersetzung um ein Denkmal für Düsseldorf, gezogen hatte, galt mehr denn je: „Die Zahl der deutschen Kriegerdenkmäler zur Zahl der deutschen Heine-Denkmal verhält sich hierzulande wie die Macht zum Geist.“

Vaterlandsverräter oder Weltbürger?

Von der Reichsgründung 1871 an hatte sich die ideologische Kontroverse um Heine verschärft. Die rassistisch-antisemitische Diffamierung nahm zu. Legitimiert wurde sie durch die deutschnationale Geschichtsdarstellung wie die eines Heinrich von Treitschke, die Heine als „vaterlandslosen Deutschjuden“ aus der Nationalkultur ausgrenzte.

Um die Jahrhundertwende wurde diese Argumentationsstrategie durch eine neue, positive Haltung zu Heine konterkariert. Die erstarkende liberale und sozialistische Minderheit und die Arbeiterbewegung, kulturpolitische Strömungen, wie sie etwa der Publizist und KPD-Mitbegründer Franz Mehring

Der deutsch-deutsche Heine

oder der Kritiker Alfred Kerr vertraten, feierten einen anderen, den „ganzen“ Heine: nicht nur den romantischen Poeten, sondern auch den Klassenkämpfer und Marx-Freund, nicht nur den Dichter des „Buchs der Lieder“ sondern mehr noch den politischen Autor von „Wintermärchen“ und „Weberlied“, nicht den „vaterlandslosen Deutschjuden“ sondern den Weltbürger. Die Bemühungen um den „ganzen“ Heine belegen auch die Werkausgaben, die nun erschienen, beginnend mit der bei Heines Verlag Hoffmann und Campe schon ab 1861 edierten Gesamtausgabe. Sie zeigen, dass Heine sich trotz aller Auseinandersetzungen, Anfeindungen und Vereinnahmungsversuche schon in der Zeit zwischen Reichsgründung und der Weimarer Republik einen Platz in der deutschen Literatur erobert hatte.

Doch die antisemitische „Argumentation“ hatte Mitte der zwanziger Jahre erneut Konjunktur. Die Deutschnationalen prangerten Heine schon lange vor der „Machtergreifung“ als eine der treibenden Kräfte bei der „Zersetzung der deutschen Kunst“ an. Bereits 1925 diffamierte ihn ein Artikel der 1923 gegründeten antisemitischen Wochenschrift „Der Stürmer“ als „Schwein vom Montmartre“. Die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933, die erste umfassende Aktion der Nationalsozialisten „wider den undeutschen Geist“, setzte ein unwiderrufliches Zeichen: ein Fanal für Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung. „Das war ein Vorspiel nur. Dort wo man Bücher/Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.“ Diese viel zitierten Worte aus Heines historischer Tragödie „Almansor“ wirken fast prophetisch. Zwar kommentieren sie ein Ereignis aus dem Spanien des 15. Jahrhunderts, die Verbrennung des Korans auf einem Scheiterhaufen während der Glaubenskriege, doch mit den inszenierten Bücherverbrennungen wurde Heines Wort auf bestürzende Weise aktuell.

So verbrannte auf den von der Deutschen Studentenschaft entzündeten Scheiterhaufen auch Heines Werk. Heine war einer von wenigen „toten Dichtern“, die das Schicksal der Expatriierung und Verfemung mit den Gegenwartsautoren der NS-Zeit teilten. Doch das Ziel, sein Werk ganz aus dem kulturellen Gedächtnis der Deutschen zu löschen, musste sich als nicht realisierbar erweisen. Dazu war es schon zu tief darin verankert.

Auch nach 1945 blieb Heine ein Politikum. Das führt seine Wirkungsgeschichte im geteilten Deutschland drastisch vor Augen. Eine „Stunde Null“, einen radikalen Neuanfang, gab es auch in der Heine-Rezeption nicht. Die literarischen Traditionen, an die die beiden deutschen Staaten anknüpften, hätten unterschiedlicher nicht sein können.

Mit offenen Armen empfing man Heine in der DDR und erhob ihn umgehend zum Bestandteil des klassischen kulturellen Erbes in sozialistischer Tradition. Man sah und ehrte in Heine vor allem den politischen Schriftsteller; sein Werk erschien in hohen Auflagen. Die junge Bundesrepublik der Adenauer-Zeit dagegen übte sich in Heine-Abstinenz. Hier pflegte man die alten nationalistischen Ressentiments gegen den „vaterlandslosen Gesellen“, den Emigranten, Juden und Nestbeschmutzer. Ebenso wie die Exilautoren, mit denen gemeinsam er im „Dritten Reich“ aus dem Literaturkanon ausgegrenzt worden war, kam Heine in der Bundesrepublik zunächst nicht vor – weder in Schulbüchern und Verlagsprogrammen noch in akademischer Forschung und Lehre, zumindest nicht als kritischer „Zeitschriftsteller“. Denn als solcher passte er nicht in die bürgerlich-konservative Literaturtradition, die man nach 1945 im Westen wieder belebte. Und er passte auch nicht in die rein ästhetischen, literaturimmanenten Interpretationsansätze in der Tradition Friedrich Diltheys und des George-Kreises, die nun wissenschaftlich en vogue waren.

Der nächsten Generation jedoch, den Studenten der sechziger Jahre, galt die Heine-Abstinenz als eines unter vielen Indizien für jenes Verschweigen, Verdrängen und Vergessen der NS-Vergangenheit, das sie nicht länger hinnehmen wollten, weder bei den Vätern noch bei den akademischen Lehrern. Erst der von der 68er Bewegung ausgetragene Generationenkonflikt ermöglichte es, Heine auch in die Bundesrepublik endgültig literarisch einzubürgern.

Es vergingen mehrere Gedenkjahre, bis die Heine-Renaissance auch Düsseldorf erreichte. Noch musste der politisch instinktlose Vorschlag, das längst überfällige Heine-Denkmal ausgerechnet von Arno Breker, dem prominentesten Bildhauer der NS-Zeit, aus-

führen zu lassen, abgewehrt werden, noch musste die mehr als zwanzigjährige politische Provinzposse um die Benennung der Düsseldorfer Universität nach Heinrich Heine durchgestanden sein,¹ bis endlich 1981, zu Heines 125. Todestag, auch Düsseldorf zu einem Heine-Denkmal kam: Bert Gerresheims begehbare „Heine-Vexier-Monument“. Es ist übrigens – zumindest darin hat sich Sisis Idee letztlich durchgesetzt – die Stiftung eines Mäzens.

Mittlerweile hat die Stadt Düsseldorf verschiedene Initiativen unternommen, um sich des Erbes ihres größten Sohnes zu versichern und es ins rechte Licht zu rücken; Initiativen, die mehr sind und tiefer wirken als ein traditionelles Denkmal. Sie hat Handschriften- und Nachlass-Sammlungen erworben, hat 1956, zu Heines 100. Todestag, die Heinrich-Heine-Gesellschaft und 1970 das Heinrich-Heine-Institut gegründet. Und sie hat sich – bestes Beispiel für die geglückte Einbürgerung Heines in Deutschland – an einem der beiden Projekte historisch-kritischer Heine-Gesamtausgaben beteiligt, die ab 1963 begonnen wurden. Dass es dazu in Deutschland zweier konkurrierender wissenschaftlicher Unternehmen bedurfte, zeigt einmal mehr die Schwierigkeiten der Deutschen mit ihrem Heine und die literaturpolitisch begründete Sonderstellung, die er noch immer einnimmt.

Heine ist der einzige deutsche Autor, dessen Werk in Ost und West in getrennten historisch-kritischen Gesamtausgaben ediert wurde – und wird. Die westdeutsche, die Düsseldorfer Ausgabe ist abgeschlossen; die umfassender konzipierte, ostdeutsch-französische Kooperation der Weimarer Säkularausgabe befindet sich noch immer in Arbeit – eine Situation, die Heine sicher mit einem sarkastischen Bonmot kommentiert hätte. Und die ihm wohl gefallen hätte als Beweis dafür, wie unverderblich doch sein Ruhm auch unter widrigsten Umständen ist und wie singular sein Status als immer währendes literarisches Politikum. Wie formulierte er 1835? Man diskutiert „über mich in Deutschland, man lobt mich und man tadelt mich, aber immer mit Leidenschaft und unaufhörlich.“

¹ Vgl. dazu den Beitrag von Thomas Gutmann in diesem Heft.

Thomas Gutmann

Heine nach 1945

„Allzugut ist Heinrich Heine von den Deutschen nicht behandelt worden (...).“¹ Der Germanist Helmut Koopmann hat dies vor 30 Jahren heinisch-leicht formuliert. Denn tatsächlich wurde Heine vom offiziellen Deutschland bis 1945 – vernichtet. Der Pariser Emigrant war Jude. Das allein hatte den Nationalsozialisten genügt, seine Bücher zu verbrennen und die „Loreley“ als schöpferloses „Volkslied“ auszugeben. Doch der Dichter war ihnen auch deshalb verhasst, weil er für all das geschrieben hatte, was die braunen Gewaltherrscher mit Stiefeln traten: Menschenrechte, Demokratie, soziale Gerechtigkeit und liberales Denken; gegen Deutschtümelei und Nationalismus. Und Heine dichtete in einer Weise, die noch heute unerhört modern wirkt: mit sprachlichem Witz, schrankenlos subjektiv, ironisch, spöttisch, satirisch, leicht.

Thomas Gutmann

M.A., geb. 1971; Redakteur der „Rheinischen Post“ in Langenfeld; Magisterarbeit 1997 über den Streit um die Benennung der Universität Düsseldorf. Ansbacher Straße 18, 40597 Düsseldorf. gutmanntom@aol.com

Sein kritischer, hellsichtiger Blick auf die Zustände im Vormärz, der Epoche vor der Revolution von 1848, und seine seziermesserscharfe Sprache hatten dem Zwangsaußenseiter schon zu Lebzeiten, noch vor seiner Emigration 1831 nach Paris, übelste Beschimpfungen eingetragen: So überzog der Hamburger Gymnasiallehrer Eduard Meyer Heine und dessen Rivalen Ludwig Börne mit Schmähvokabeln wie „Unverschämtheit und Anmaßung“, „Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit“, „vorlautes Wesen“ und „gemeine Grundgesinnung“ – „häßliche Eigenthümlichkeiten dieser Asiaten [gemeint: Juden, T.G.]“, die „mit der Taufe nicht so leicht abgelegt“ werden könnten.² Gleichsam lehr-

¹ Helmut Koopmann, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Heinrich Heine, Darmstadt 1975, S. IX.

² Zit. nach Wolfgang Hädecke, Heinrich Heine. Eine Biographie, Reinbek 1989 (Orig. 1985), S. 22. Zur Rezeptionsgeschichte vgl. u. a. Walter Hinck, Die Wunde Deutschland. Heinrich Heines Dichtung im Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Anti-

buchmäßig äußert sich in der Schimpftirade des Schulmeisters bereits der rassistische Antisemitismus des 19. Jahrhunderts. Ehe dieser bis zum Völkermord radikalisiert werden sollte, pressten auch nationale Kulturgrößen wie Richard Wagner oder der Historiker Heinrich von Treitschke den Dichter in das aus Vorurteilen gegossene Klischee vom Juden und Französling. Frivol, böswillig, sprachschwindlerisch, ja charakterlos sei er – „undeutsch“ eben.

Auf der anderen Seite gewann der politische Kopf Anhänger. So wollte ihm der Berliner Theaterkritiker Alfred Kerr, im Rezensionstil so gezielt salopp wie Heine, zu seinem 50. Todestag (1906) ein Denkmal errichten. Hinter dem kämpferischen Aufruf „wider die Philister“ und ihren wilhelminisch-kolossalen Geschmack versammelten sich Vertreter der kulturellen Moderne, Max Liebermann etwa, Gerhart Hauptmann oder Engelbert Humperdinck. Auch die Arbeiterbewegung entdeckte den Gesprächspartner ihres Propheten Karl Marx für sich, reklamierte ihn für die proletarische Revolution. Von dem Krawall-Nationalisten Adolf Bartels bekämpft, ging der Kerrsche Denkmalsplan jedoch erst zwei Jahrzehnte später auf, in der brüchigen Weimarer Demokratie. Nach deren Zusammenbruch wurde die Hamburger Bronzestatue zunächst eingemottet, später eingeschmolzen für den „Endsieg“.¹³

In der DDR vereinnahmt

Etliche, die vor dem NS-Terror flohen, nahmen ihren Schicksalsgenossen geistig mit in die Emigration: zum Beispiel nach Mexiko-Stadt, wo Anna Seghers, Ludwig Renn und andere ihren Emigranten-Club wie selbstverständlich nach Heine benannten. Mit ihm kehrten viele nach dem Krieg nach Deutschland zurück, ein Teil davon in die Sowjetische Besatzungszone. Ausgerechnet die stalinistische UdSSR hatte als eines der ersten Länder der Welt den Vorkämpfer für Demokratie und Menschenrechte auf einen Ruhmessockel gehoben: als antifaschistischen Mitkrieger gegen Nazi-Deutschland.

semitismus, Frankfurt/M. 1990; Karl Theodor Klein-knecht (Hrsg.), Heine in Deutschland. Dokumente seiner Rezeption 1834–1956, Tübingen 1976.

¹³ Vgl. Ute Kröger, Der Streit um Heine in der deutschen Presse 1887–1914, Aachen 1989.

Folgerichtig verleibte auch das SED-Regime in Ost-Berlin den „Vorläufer des sozialistischen Denkens“ dem kommunistischen „Erbe“ ein und führte ihn gegen Bonn und die NATO ins Feld. Allerdings nicht ungestraft: „Mit seinem Witz, seiner Respektlosigkeit, seiner Schärfe wirkte der Dichter animierend auf junge Köpfe“, schrieb einer dieser jungen Köpfe im Rückblick auf die sonst drückenden Aufbaujahre in der SED-Diktatur.¹⁴ Ein anderer, Wolf Biermann, dichtete 1972 Heines „Wintermärchen“ auf die hier realsozialistische, dort kapitalistische Gegenwart um, die ihm ebensowenig märchenhaft erschien wie dem Original die deutschen Zustände von 1844. Den Liedermacher ereilte dasselbe Schicksal wie sein Vorbild: Er wurde gezwungen, westwärts zu ziehen.

Die Bilanz der „usurpierenden Rezeption“ in der DDR, im Heine-Jahr 1956 in einer ideologischen Inszenierung sondergleichen gipfelnd, fällt gemischt aus: Einerseits fand die sozialistische Diktatur in Heine ein Erneuerung verheißendes Aushängeschild, das manchen auch im Westen milde stimmte beim Blick auf den SED-Staat. Andererseits führte die Kanonisierung Heines dazu, dass der Dichter der „Loreley“ von weiten Bevölkerungsteilen endlich auch als politischer Kopf wahrgenommen wurde. Das „Wintermärchen“ wurde Pflichtlektüre in den Schulen der DDR – eine Popularisierung, deren Wirkung sich im Herbst 1989 auf den Leipziger Montagsdemonstrationen zeigen sollte.¹⁵

¹⁴ Wolfgang Werth, Genosse Heine im Krähwinkel. Wie der respektlose Dichter einst den schulpflichtigen Massen in der DDR erscheinen sollte, in: Süddeutsche Zeitung (SZ) vom 6. 12. 1995; zur sozialistischen Rezeptionsgeschichte vgl. u. a. Jost Hermand, Streitobjekt Heine. Ein Forschungsbericht 1945–1975, Frankfurt/M. 1975; Walter Reese, Zur Geschichte der sozialistischen Heine-Rezeption in Deutschland, Frankfurt/M. 1979; Constanze Wachsmann, „Ein mutiger Trommler der Revolution“. Zur Heinrich-Heine-Rezeption in der Sowjetunion (1917–1953), in: Heine-Jahrbuch, 41 (2002), S. 188–204; Gerrit-Jan Berendse, Heine im Kalten Krieg. Wolf Biermanns selektive Rezeption des „Wintermärchens“, in: Heine-Jahrbuch, 37 (1998), S. 168–181; Jörg Bernig, Vergessenheit und Instrumentalisierung. Die deutsche Heine-Rezeption im ersten Nachkriegsjahrzehnt, in: Heine-Jahrbuch, 42 (2003), S. 105–123.

¹⁵ „Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,/Ich kenn' auch die Herren Verfasser“, hieß es da: „Ich weiß, sie tranken heimlich Wein/Und predigten öffentlich Wasser.“ Vgl. Joseph A. Kruse, 200 Jahre Heinrich Heine: Wirkung, Ruhm und Kontroversen, in: ders. (Hrsg.),

Und die sich nach der Wiedervereinigung messen ließ: 70 Prozent der befragten Ostdeutschen konnten in einer repräsentativen „Spiegel“-Umfrage das „Wintermärchen“ seinem Autor zuordnen – bei den Westdeutschen waren es gerade mal 17 Prozent.¹⁶

Von der Aufnahme Heines ins sozialistische Kulturerbe profitierte aber auch die Forschung. Die marxistische „Brille“ klärte den Blick für die gesellschaftliche Bedingtheit seines Werks. George Lukács, der den sozialistischen Erbebegriff mitgeprägt hatte, deutete des Dichters „Schwankungen“ nicht charakterlich, wie es bis dato Usus gewesen war in Deutschland, sondern als Spiegel gesellschaftlicher Widersprüche. Weltweit anerkannt wurden die Leistungen einer neuen Generation ostdeutscher Heine-Forscher. So legte Hans Kaufmann in den sechziger Jahren die bis zum Erscheinen der großen historisch-kritischen Editionen (Düsseldorf sowie Weimar/Paris) „maßgeblichste Werk- und Briefausgabe“ vor.¹⁷ Nach 1970 indes blieb die Heine-Forschung in der DDR jener „gerade auch im Bereich methodischer Vielfalt und Innovation“ deutlich hinter der der Bundesrepublik zurück, doch das mindert nicht das Verdienst der neuen ostdeutschen Heine-Forscher.

In der Bundesrepublik verharmlost

Die Heine-Rezeption der jungen Bundesrepublik war zunächst wenig anspruchsvoll. Für die große Mehrheit der Westdeutschen stellte sich der Dichter bestenfalls so dar, wie ihn Arno Breker, der nachmalige „Hofbildhauer des Dritten Reichs“, schon beim Düsseldorfer Denkmalswettbewerb 1932 hatte abbilden wollen: reduziert, als sinnende Jünglingsgestalt, schön anzusehen und herzergreifend dichtend. Einen deutschen Gedächtnisort für dieses unangemessen-romantisierende Poetenbild hat ungewollt der Stadtrat von Norderney geschaffen, als er Brekers Wiedergutmachungs-Heine 1983 gegen zahlreiche Proteste vor dem „Haus der Insel“ aufstell-

„Ich Narr des Glücks“. Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung, Stuttgart–Weimar 1997, S. 3–14 (hier S. 8).

¹⁶ Vgl. Der Spiegel, (1994) 51.

¹⁷ Vgl. Burkhard Gutleben, Die deutsch-deutsche Heine-Forschung. Kontroversen und Konvergenzen 1949–1990, Frankfurt/M. 1997.

te.¹⁸ Immerhin bilden Bronze und Gebäude eine harmonische Einheit, denn das Kurorchester spielt meist nur die „schönen Stellen“, die aus dem Mozart-Medley oder dem melodischen Strauß-Strauß.

Und die „hässlichen“ Stellen? Heines angeblich „verabscheuungswürdige Seiten“, seit seinen Lebzeiten bei öffentlichen Auseinandersetzungen immer wieder beschrien? Wie hielt es die Mehrheit der Westdeutschen damit? Einen Hinweis gibt die offizielle Stellungnahme der Bundesregierung zum „Klassiker des Ärgernisses“ anlässlich seines 100. Todestags am 17. Februar 1956: „Dieser Mann“, heißt es im Bulletin, „hat so vieles geschrieben, was man, von welchem Standpunkt auch immer, unmöglich billigen kann, dass es in der Tat Schwierigkeiten bereitet, vor den Augen der uns gerade jetzt ironisch aufmerksam betrachtenden Welt das allzu Abscheuliche taktvoll zu übersehen und das Großartige und Schöne um so lauter zu loben (. . .). Heinrich Heine ist ein Phänomen, das als Ganzes genommen werden muss und dessen Vielfalt der Moralist nur gerecht werden kann, wenn er nach Motiven auch dessen sucht, was wirklich häufig recht anstößig dasteht.“¹⁹ Der erste Satz riecht nach Mottenkiste, nach Moral als höchster Wertungskategorie, doch der zweite war zukunftsweisend. Der erste Satz kann als einführende Solidarisierung mit den Adressaten des Bulletins – die breite Öffentlichkeit – gedeutet werden, der zweite als volkspädagogisch motivierter Schubs in die richtige Richtung.

Stimmt diese Interpretation, dürfte das Bild vom charakterschwachen und frankophilen Nestbeschmutzer beim deutschen Michel der unmittelbaren Nachkriegs- und Wirtschaftswunderjahre zumindest unterschwellig fortgewirkt haben – auch wenn die wenigsten in ihrer Abneigung eine solche ideologische Tiefenschärfe aufgebracht haben dürften wie Heinz Politzer 1948. Für ihn trug der „Abenteurer Heine“ viele Masken, hinter denen er seine „Neigung“ verbarg, „sich der Verantwortung zu entziehen“, besaß er den „bösen Blick des Gesellschaftskritikers“,

¹⁸ Vgl. Hildegard Peters, Ein Heine-Denkmal auf Norderney im Widerstreit. Heinrich Heine – ja! Arno Breker – nein!, in: Heine-Jahrbuch, 23 (1984), S. 156–168.

¹⁹ Zit. in K. T. Kleinknecht (Anm. 2), S. 151.

„fing sich in seinem eigenen Witz“ und „fiel endlich auf das Judentum als auf den Punkt des geringsten Widerstands zurück“. ¹⁰

Der alte Heine-Hass – feierte er also törrichte Urständ im Westen? Der Eindruck trägt. Jedenfalls verloren die Wortführer der Anti-Heine-Partei nach dem ungeheuren Zivilisationsbruch die Meinungsführerschaft bei der Deutung der deutschen Geschichte und ihrer Kritiker. Friedrich Sieburg mahnte 1956: „Die Betrachtung dieser Figur (Heine) und seines Werkes sollte uns mit schärfster nationaler Selbstkritik verbunden sein (. . .).“ Und Theodor W. Adorno sprach von der „Wunde Heine“: Sie schmerze noch immer, weil der Außenseiter das deutsche Publikum auf Schwachstellen der bürgerlichen Gesellschaft stoße, vom „Warencharakter“ der Kunst bis hin zum „Scheitern der jüdischen Emanzipation“. ¹¹

Die bundesdeutsche Germanistik näherte sich Heine, wenn überhaupt, zunächst textimmanent-formalistisch und/oder altkonservativ-moralisierend. Doch eine neue Generation von Literaturforschern erkannte, dass man mit der Ausblendung der „deutschen Zustände“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weder der Person gerecht wird noch bei der Werkinterpretation weiterkommt. Manfred Windfuhr wehrte sich nach eigenen Worten „gegen das damals weit verbreitete Bild vom Impressionisten Heine, die Vorstellung von angeblich diffusen und widersprüchlichen Strukturen, und arbeitete dagegen durchgehende Linien heraus, vor allem Heines Revolutionskonzept“. Mit „Achtundsechzig“ kam dann die gesellschaftskritische

Neubewertung zum Durchbruch, wenn auch mit der für solche Umschwünge typischen Übertreibung: Einige Kollegen, erinnert sich Windfuhr, „wünschten sich von mir ein ideologisch strammeres Heinebild. Demokratisch reichte nicht, es musste radikal- oder linksdemokratisch sein.“ ¹²

Heine-Universität Düsseldorf?

Windfuhr war es auch, der einen Aufruf von zehn Dozenten der Universität Düsseldorf initiierte, die Hochschule nach dem berühmten Sohn der Stadt zu benennen. Der Appell vom 30. Oktober 1968 war überzeugend begründet, argumentierte mit dem Rang Heines, der ihm weltweit zuerkannt werde, seiner Universalität, mit dem „Nachholbedarf“ an Ehrungen in Deutschland, der Mehrheit des Ansehens von Hochschule und Stadt sowie der „guten Tradition“, die die „Benennung deutscher Universitäten nach bedeutenden Vertretern des geistigen Lebens“ habe. ¹³ Das war eine für den widerborstigen Heine eigentlich zu glatte, diplomatische Begründung. Und doch führte die Initiative erst 20 Jahre später zum Erfolg, nach erbitterten Auseinandersetzungen und schwerem Imageverlust für Stadt und Hochschule.

Ein wesentlicher Grund war die Vor- und Entstehungsgeschichte der Universität. Die Hochschule ging aus der 1923 gegründeten Medizinischen Akademie Düsseldorf hervor und war zum Zeitpunkt der Windfuhr-Initiative, obgleich schon seit drei Jahren umbenannt, in ihrer Substanz kaum mehr als diese Akademie mit einigen wenigen nichtmedizi-

¹⁰ Heinz Politzer, Abenteuer Heine, in: Neue Rundschau, 59 (1948), zit. nach B. Gutleben (Anm. 7), S. 35. Wie stark die traditionellen, weit in die Geschichte zurückreichenden antisemitischen Denkmuster noch waren, zeigte sich selbst bei manchem derjenigen, die für Heine warben. So bei Rudolf Pechel, der in seinem viel zitierten Aufsatz im „Aufbau“ (1946) „den“ Juden schlechthin charakterlich beurteilen zu können glaubte. Vgl. J. Bernig (Anm. 4), S. 108.

¹¹ Zit. nach B. Gutleben (Anm. 7), S. 37. Kritisch sieht Adornos Argumentation u. a. Peter Stein, Zu den Widersprüchen in der Rezeptionsgeschichte Heinrich Heines, in: Wolfgang Beutin u. a. (Hrsg.), „Die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens“. Beiträge zur Heinrich-Heine-Forschung anlässlich seines zweihundertsten Geburtstags 1997, Hamburg 2000, S. 253–266. Stein wirft Adorno „jüdischen Selbsthass“ vor (S. 263).

¹² Manfred Windfuhr, Rätsel Heine. Autorprofil – Werk – Wirkung, Heidelberg 1997, S. 7.

¹³ Zum Benennungsstreit vgl. u. a. Otto Schönfeldt (Hrsg.), Und alle lieben Heinrich Heine . . . Bürgerinitiative Heinrich-Heine-Universität 1968–1972, Köln 1972; Thomas Gutmann, Im Namen Heinrich Heines. Der Streit um die Benennung der Universität Düsseldorf 1965–1988, Düsseldorf 1997; mit der Arbeit setzt sich kritisch auseinander: Ulrich Welbers, Heinrich Heines Demut. Ethik der Besinnung für eine Universität auf der Suche nach Aufklärung, in: Holger Ehlert u. a. (Hrsg.), Die Jahre kommen und vergehen! 10 Jahre Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Düsseldorf 1998, S. 229–236; Max Plassmann/Karoline Riener, Die ersten Jahre der Universität Düsseldorf (1965–1970) – von der „schleichenden“ Gründung bis zum Namensstreit, in: Jahrbuch der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Bd. 2 der neuen Folge (2002), S. 503–512.

nischen Lehrstühlen. Der nordrhein-westfälische Kultusminister Paul Mikat (CDU) wollte seine „schleichende“ Universitätsgründung nicht durch eine Aufsehen erregende Namensgebung gefährden. Deshalb war ein erster Vorstoß für eine Heine-Universität – 1965 durch Düsseldorfs Oberstadtdirektor Gilbert Just (SPD), auf Anregung des in Düsseldorf geborenen und 1934 nach London emigrierten Juden Fritz Hellendall – im Sande verlaufen.

Mikat begründete seine Ablehnung außerdem mit der Hochschulautonomie. Nach seiner Rechtsauffassung konnte eine Regierung einer Universität keinen bestimmten Personennamen „dekretieren“. Und dies hätte er wohl tun müssen, denn die Akademiemediziner plagten Statusorgen: Andere Fakultäten könnten die knappen Mittel beschneiden und die Identität der Medizinischen Akademie „umbiegen“, befürchteten sie. Am liebsten wären die Mediziner, Professoren wie Studenten, wohl unter sich geblieben. Aber auch noch mit Germanisten unter einem Dichternamen firmieren – das schien den meisten Medizinern des Neuen zu viel.

Dieselben Gründe galten auch im Jahr der Studentenrevolte, 1968, allerdings in verschärfter Form: Die nächste Ausbaustufe mit nichtmedizinischen Lehrstühlen stand unmittelbar bevor (darunter der Germanistik-Lehrstuhl von Windfuhr). Überdies sahen die Noch-Hausherren in den im Umbruch befindlichen Geisteswissenschaften eine Einbruchstelle für eine ideologisierte Wissenschaft (durch „progressive“ Professoren) und – schlicht – einen Unruheherd (durch die Studenten).

Und wenn Goethe oder Schiller statt Heine als Namensgeber vorgeschlagen worden wären? Dann hätte die zügige Benennung nach einem Dichter wohl eine deutlich größere Chance gehabt. Schleichende Gründung, Medizinersorgen, „Achtundsechzig“ – die Benennungsinitiative scheiterte auch deshalb, weil Heine bis Ende der sechziger Jahre, vom Namen abgesehen, ein weithin Unbekannter war im bundesdeutschen Volk, auch unter Durchschnittsakademikern und solchen, die es werden wollten. „Der einzige Schulfreund, der Heine kannte und liebte“, erzählte Bernhard Schlink in seiner Rede zur Entgegennahme der Heine-Ehrengabe 2000 über seine Heidelberger Gymnasialzeit, „war ein Linker,

gegen die Atombombe, für den Verzicht auf die Ostgebiete, für die Anerkennung der SBZ/DDR und dafür, im Kommunismus etwas genuin anderes, Besseres als im Nationalsozialismus zu sehen.“¹⁴

Neuere Forschungen über die Medizinische Akademie „nach der Diktatur“ lassen annehmen, dass das Lehrpersonal dort wie auch die Studenten bis in die frühen siebziger Jahre hinein überwiegend konservativ eingestellt waren, dass sie eine grundsätzlich positive Einstellung zu den bundesrepublikanischen Verhältnissen hatten, sich nicht sonderlich den Kopf zerbrachen über Vergangenheitsbewältigung, verkrustete Strukturen oder soziale Chancengleichheit, dass sie fleißig arbeiteten, das berufliche Fortkommen und die eigene Zukunft im Blick.¹⁵ All das unterschied sie von einem Dichter, der sich existenziellen Bedrohungen von oben ausgesetzt gesehen, an Deutschland wie an einer unerwiderten Liebe gelitten, als Ausgestoßener die gesellschaftlichen Zustände mit bissigem Spott kommentiert hatte. Dieser Heine war den meisten Düsseldorfer Hochschulangehörigen fremd, ob sie ihn nun kannten oder nicht. Kein Wunder, dass sich im November 1968 in einer Umfrage von 440 befragten Studenten 70 Prozent für eine Beibehaltung des schlichten Hochschulnamens „Universität Düsseldorf“ aussprachen.

Und ausgeprägter Antisemitismus? Auch der könnte bei der Ablehnung durch die Professoren eine Rolle gespielt haben. Allerdings wohl nur in Einzelfällen, so bei dem Humangenetiker Heinrich Schade, ab 1931 NSDAP-Mitglied und offenbar bis zu seinem Tod 1989 ein Anhänger der NS-„Rassenhygiene“. Verstrickt in die NS-Medizin gewesen war jüngerer Forschungen zufolge auch der Anatom Anton Kisselbach: als zumindest „aktiver“ Mitwisser von Menschenversuchen im elsässischen KZ Natzweiler.¹⁶

¹⁴ Bernhard Schlink, „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!“, in: Heine-Jahrbuch, 39 (2000), S. 230.

¹⁵ Vgl. Wolfgang Woelk u. a. (Hrsg.), Nach der Diktatur. Die Medizinische Akademie Düsseldorf nach 1945, Essen 2003; Bernd Bussang, Das Gehirn der Stadt. 40 Jahre Heinrich-Heine-Universität, in: Rheinische Post (RP) vom 12. 11. 2005, S. B 6 (Stadtpost).

¹⁶ Vgl. W. Woelk u. a. (Anm. 15) sowie Michael G. Esch u. a. (Hrsg.), Die Medizinische Akademie Düsseldorf im Nationalsozialismus, Essen 1997.

Doch „müssen“ in NS-Verbrechen verstrickte Deutsche 20, 25 Jahre später gegen Heine gewesen sein? Nicht unbedingt. Ihr „typisch menschliches“ Verhalten nach der Diktatur indes, der zumindest nach außen hin wenig kritische Umgang mit der eigenen Vergangenheit legen es nahe, anzunehmen, dass sie die Abgründe der deutschen Geschichte eher verdrängen als „aufarbeiten“ wollten. Und der „Ruhestörer“ Heine stand für ein unbequemes Deutschlandbild. Es ist kaum wahrscheinlich, dass sich Menschen, die ein schlechtes Gewissen, Sorgen um die Karriere und Angst vor einem Kesseltreiben plagten, sich diesen zusätzlichen „Stachel“ ausgerechnet im eigenen Lehrkörper herbeiwünschten.

Der in London lebende deutsch-jüdische Emigrant Fritz Hellendall vermutete acht Tage nach dem Windfuhr-Vorstoß in einem offenen Brief pauschal „Kräfte der Reaktion“ hinter der Ablehnung einer Benennung. Daraufhin formulierte Rektor Alwin Diemer, ein liberaler Philosophieprofessor, eine unglückliche Presseerklärung, deren Kern sich als ehrenwerte Verteidigung der „autonomen“ Wissenschaft vor politischen Vereinnahmungsversuchen lesen lässt. Darin wurde aber wenig souverän mit den Benennungsiniziatoren umgegangen, sie wurden vielmehr als jugendlich-vorwitzige Verschwörer, die einer unausgegorenen Idee anhängen, abgekanzelt. Zehn Tage später beschloss der Hochschulsenat einstimmig, der Universität keinen sonstigen Namen beizugeben. Die autonomiebewussten Professoren hielten das Thema damit für erledigt, Windfuhr jedoch nicht: „Es liegt im öffentlichen Interesse, die Frage der Benennung frei zu diskutieren.“ In den Augen des Anatoms Kisselbach war das eine Anmaßung: „Ich verfolge die Entwicklung der Philosophischen Fakultät mit großem Unbehagen“, sagte er im Januar 1969 in einem Zeitungsinterview, „umso mehr, als zum Beispiel ein Professor, der noch nicht zu unserem Lehrkörper gehört und hier noch keine Vorlesung gehalten hat, taktlos und dreist durch eine demokratische Vergewaltigung einen Namen für die Universität erzwingen will.“ Dieser scharfe Ton sollte sein Echo finden: auf Seiten einer linksorientierten politischen Bewegung, der „Bürgerinitiative Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“. Heine-Kenner Windfuhr, der auf Überzeugungsarbeit gesetzt hatte, geriet in der am 13. Dezember 1968, dem 112. Geburtstag Heines, gegründe-

ten Vereinigung schnell ins Abseits. Otto Schönfeldt nahm ihm das Heft aus der Hand, ein Mann aus dem (laut „Deutscher Volkszeitung“) „antifaschistischen Widerstand“: Schauspieler, 1936 Verhaftung und Berufsverbot, nach dem Krieg Theaterleiter in Hagen, Entlassung, weil angeblich zu linkslastig, danach „Kampf gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik“. Schönfeldt sammelte im In- und Ausland hunderte Solidaritätsbezeugungen und Unterschriften für eine Heine-Universität, darunter die von so bedeutenden Schriftstellern wie Erich Fried, Günter Grass oder Erich Kästner. Zugleich jedoch führte der DKP-Sympathisant einen Feldzug gegen die Düsseldorfer Professoren, denen er mehr oder weniger pauschal unterstellte, aus antisemitischen Motiven einen mehr als 100 Jahre dauernden „Krieg gegen Heine“ fortzusetzen. Damit brachte Schönfeldt die Hochschule weltweit in Misskredit, was dazu führte, dass ausgerechnet der liberale Philosophie-Ordinarius Alwin Diemer von einem Vortrag vor der Universität Houston/Texas ausgeladen wurde.

100 Jahre Krieg gegen Heine? Antisemiten, von Heines Zeitgenossen Meyer über den Denkmal-Stürmer Bartels bis hin zu den Heine-Hassern vom „Stürmer“ – sie alle hatten einen Krieg geführt gegen Heine und sein fortschrittliches Werk. Doch für die Düsseldorfer Professoren war dieser Krieg Geschichte – wenn sie überhaupt davon wussten. Denn den meisten war wohl kaum die Tragweite ihrer Ablehnung bewusst, weder der Rang Heines in der Weltliteratur noch die feindliche Rezeptionsgeschichte hierzulande. Mit dem Kriegsvorwurf schoss Schönfeldt weit übers Ziel hinaus – mit der Folge, dass fast eine ganze Generation Düsseldorfer Medizin-Professoren die Benennung der Universität nach Heine nicht einmal mehr diskutieren wollte.

Anfang der siebziger Jahre fand der nach links gerückte Allgemeine Studentenausschuss (ASTA) in Düsseldorf Gefallen an der Strategie, mit Heine die „massenhafte Diskussion“ über das Selbstverständnis einer Universität zu forcieren: Die Studentenvertreter nahmen den Dichter für den Wissenschaftsbegriff der Neuen Linken in Dienst, für eine Vulgärversion der Kritischen Theorie, die „Wissenschaft, wie sie Heine versteht: praktisch, im Dienste des Menschen, die poli-

tische und soziale Revolution befördernd“. So veranstaltete der AStA im Heine-Jahr 1972 ein bundesweit beachtetes „Heine-Hearing“, auf dem PEN-Präsident Hermann Kesten Schönfeldts „Krieg dem Krieg“ mit dem Dutschke-Heine der Studenten zusammenrührte: „Man wird mit Recht in aller Welt die Universität in Düsseldorf, die Stadt (...) verurteilen, dass sie einen großen deutschen Dichter verwerfen, weil er der Freund des Volkes war (...), weil er öffentlich ausgesprochen hat (...), wer ein Feind der sozialen und politischen und sexuellen Aufklärung ist, wer die Wissenschaften und die Literatur, Kunst und Religion und Volkserziehung zu Instrumenten willkürlicher Macht von wenigen, von kriminellen Tyrannen, von asozialen ökonomischen Herren machen will.“ In den stürmischen Beifall hinein warnte der Historiker Wolfgang J. Mommsen als Vertreter der Dozenten: „Wenn Sie den Namen Heinrich Heine für eine Politisierung der Universität missbrauchen und gegen die dort arbeitenden Professoren, die Sie außerdem in Bausch und Bogen zu Antisemiten erklären, dann brauchen Sie sich nicht zu wundern, wenn Sie auf Widerstand stoßen.“ Mommsens Warnung war prophetisch: Der Satzungskonvent der Hochschule, der die Umbenennung bereits im März 1972 abgelehnt hatte, sagte erneut im Januar 1973 und auch im Februar 1982 Nein zu einer Heinrich-Heine-Universität. Erst im Dezember 1988 beschloss der Senat nach klugen Sondierungen die Umbenennung – als die Kämpfe um eine „demokratisierte Wissenschaft“ und die so genannte Gruppenuniversität geschlagen, die während der Nachrüstungsdebatte aufgebrandeten „neuen ideologischen Wellen“ verebbt und neue Generationen in Professoren- und Dozentenstellen gelangt waren.

Ein Liberaler – oder ein Linker?

Heine hatte es inzwischen auch in der Bundesrepublik zu einem allseits anerkannten, ja beliebten Dichter gebracht. In den siebziger Jahren, dem Jahrzehnt der „konsolidierten Heine-Renaissance“, erhielten Forschung und Vermittlung eine breitere institutionelle Grundlage, stiftete die Stadt Düsseldorf den Heine-Preis, wurde der Dichter durch Revuen, Schallplattenproduktionen, Rezitationsabende und den Buchmarkt regelrecht po-

pulär.¹⁷ Dabei blieb Heine „umstritten“, teilte Deutschland aber nicht mehr in Freund und Feind. Die Frage lautete vielmehr: War er ein Liberaler, oder war er ein Linker?

Während rechtsliberale Interpreten wie Golo Mann oder Carl Zuckmayer „ihren“ Heine zu einem politisch ambivalenten Dichter „zwischen allen Stühlen“ verschwimmen ließen, instrumentalisierte die Linke – von Bundespräsident Gustav Heinemann bis zu den Intellektuellen – den Dichter als Verbündeten im Kampf für sozialdemokratischen Fortschritt. „Zuckererbsen für jedermann!“ (Heine 1844) und „Mehr Lebensqualität!“ (Willy Brandt 1969), beide Parolen harmonierten, aus dem Zusammenhang gerissen, bestens miteinander, ebenso „Emancipation“ und „Emanzipation“, die „große Aufgabe“ im Vormärz wie während der Kanzlerschaft Brandts. Zudem begann sich das kritischer werdende Selbstbild der Deutschen mit Heines Vaterlandsanalysen zu decken.

Die „Entdeckung“ Heine entpuppte sich für Germanisten wie Literaturfreunde, für Politiker wie Intellektuelle als ein Schatz, der, erst einmal gehoben, in seinen Bann zieht. Statt des „Französlings“ kam der Vorkämpfer für eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich zum Vorschein, statt des „Dekadencejuden“ der in seiner deutsch-jüdischen Identität mit Vaterland wie Judentum Ringende, statt des „gehässigen“ Außenseiters der oppositionelle Intellektuelle, der uns die Augen öffnet. Heine wurde vervollständigt, auch biografisch: Nach dem jungen Liebeslyriker und dem furchtlosen Trommler für Freiheit und sozialen Fortschritt geriet der sich in seiner „Matratzengruft“ quälende Mensch verstärkt in den Blick, der Zweifelnde, der in der Religion Halt sucht. Bert Gerresheims 1981 eingeweihtes „Fragemal“ am Düsseldorfer Schwanenspiegel gibt Zeugnis davon: eine aufgesprengte Landschaft mit Totenmaske, Trommel, Schere und weiteren Symbolen, die auf Leben und Werk, politischen Kampf und Zensur anspielen.

Heute herrscht Einmütigkeit darüber, dass Heine die Moderne in Deutschland ästhetisch

¹⁷ Vgl. Joseph A. Kruse, Heine in der Bundesrepublik Deutschland 1972–1987. 15 Jahre Heine-Rezeption, in: Heine-Jahrbuch, 28 (1989), S. 13–30.

wie politisch mitbegründet hat.¹⁸ Das heißt nicht, dass es keine Differenzen mehr gebe, etwa in der Frage, welchen Intellektuellen-Typus der Dichter eher verkörpert, den unberechenbaren Unabhängigen wie etwa Hans-Magnus Enzensberger oder denjenigen, dessen tagespolitische Einlassungen wie bei Günter Grass beständig einer (partei)politischen Linie folgen. Doch derlei „Streit“ wird gelassener geführt als vor 30 Jahren. Linksausleger erklären zwar weiterhin, wie „hoch aktuell“ etwa Heines „Kapitalismuskritik“ sei, aber nicht mehr in dem anmaßenden Ton jener, die Deutungshoheit über sein Werk beanspruchen. Rechtsausleger haben lernen müssen, dass sich der widerborstige Klassiker nicht wie ein raue Wollmütze weichspülen lässt: Wer Heine an seinen Kopf lässt, den juckt und piekst es.

Deshalb hat der Dichter auch seine Mega-Vermarktung im Jubeljahr 1997 schadlos überstanden: das „eventige“ Düsseldorf Multi-Media-Spektakel, den „Heine-Duft“, die Heine-Kochbücher und sonstiges Merchandising rund um den Kurzzeit-Popstar.¹⁹ Der Internationale Heine-Kongress in der Landeshauptstadt verlief in „bemerkenswerter Eintracht“, das Gedenken zum Geburtstag am 13. Dezember war „geradezu eine staatliche Kundgebung“.²⁰ Was bleibt, ist eine sich immer breiter auffächernde Forschung, ist die Vermittlung des Werks durch Institutionen wie das rührige Düsseldorf Doppel von Heine-Institut und -Gesellschaft – ist Heine selbst. Solange wir nicht im Schlafraffenland leben – und es sieht nicht danach aus –, wird dieser spitzfedrige Geist kaum ruhig zu stellen sein.

¹⁸ Vgl. die Einleitungen zu den drei Auflagen (1987, 1997, 2004) von Gerhard Höhn, *Heine-Handbuch. Zeit – Person – Werk*, Stuttgart–Weimar 2004³.

¹⁹ Vgl. Christian Liedtke, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), *Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung*, Darmstadt 2000, S. 7–16.

²⁰ P. Stein (Anm. 11), S. 265; vgl. auch Karin Füllner/ Joseph A. Kruse/Bernd Witte, *Heine-Jahr und Heine-Kongress. Eine Bilanz*, in: *Jahrbuch der Heinrich-Heine-Universität, alte Folge* (1994–1997), S. 239–248.

Klaus Briegleb

Heines Umgang mit Judenhasse als Fortführung eines biblischen Programms

In dieser Skizze erörtere ich einige Anknüpfungspunkte in der Bibel, die sich einem freien Schriftsteller wie Heinrich Heine darbieten, wenn er fortschreibt, was dort über den Judenhasse niedergelegt ist. Heine hatte ein radikales Erinnerungsaugen (das zu den Wurzeln sieht), aber er war auch ein Meister im Gebrauch der Medien, in die alle Überlieferung eingeschrieben ist und die seiner Aufmerksamkeit sicher waren. Dazu gehören die jüdischen Feste, die Geschichten und Gesänge im Familienbuch der Juden, in der Haggadah, die griechisch-hellenisch beeinflussten Überlieferungsmomente in den biblischen Verfolgungsgeschichten und die späteren christlichen Vermittlungen, die den vorchristlichen Judenhasse in den modernen Antisemitismus zu übertragen geholfen haben. Das Grundmotiv Heines bei dieser Schreibarbeit kommt aus dem Kern der jüdischen Erinnerungskultur: Ein Gedenken der Verfolgungen und Kriege schließt das Gedenken an Widerstand und Errettung ein.

Klaus Briegleb

Dr. phil., geb. 1932; Literaturhistoriker, Prof. em. der Universität Hamburg; Herausgeber von Heines „Sämtlichen Schriften“. Taunusstraße 19, 12161 Berlin. Klausbriegleb@aol.com

Am Purim-Fest wird der Ausrottung gedacht, die der jüdischen Bevölkerung im Reich des Perserkönigs Ahaschwerosch durch dessen allmächtigen Wesir Haman angedroht, aber vom jüdischen Kriegshelden Mordechai schließlich abgewendet worden ist. Als der König bemerkt, dass er um seine Freunde gebracht werden sollte, kommt er zur Besinnung und lässt Haman aufknüpfen (Esther 8, 12 ff.). Und so feiern die Juden ihr inzwischen über

zweitausendjähriges gutes Gedächtnis für ihre Verfolgungsgeschichte am Purim-Tag mit Überschwang. Zuversicht und freieste Ausgelassenheit herrschen vor. Mit Schmausen, Gabentausch und Mummenschanz erinnert man sich, dass einmal wieder Ruhe war vor den Feinden, auch im Exil.

Aus der biblischen Purim-Wurzel erschließt Heine auf seine Weise z. B. das dort grundgelegte Bild eines gerechten Königs. Da er selber im Leben eines solchen Gerechten bedurft hätte, aber nur aus guter Deckung hervor darüber schreiben konnte, bedient er sich der Parodie, eine seiner Erinnerungstechniken. In seinem diesbezüglichen Bravourstück, den „Ideen. Das Buch le Grand“ (1827), deutet er kurz zurück auf seinen rechtskräftigen Ausschluss aus der Universität Göttingen sechs Jahre zuvor – und bindet ihn ein in die fast zweitausendjährige Ursprungsgeschichte von jenem mächtigen Wesir, dem der Gerechte das Handwerk legte. Das parodierende Bindeglied ist das Zitat eines seinerzeit umlaufenden Sarkasmus gegen den Rechtsträger auf dem Campus: „Sah ich den Universitätsrichter, einen Mann, dessen strenge Rechtlichkeit bekannt ist, so dachte ich gleich an den Tod Hamans.“¹

Während dergestalt das Bild eines „rechtlichen“ Richters aus der Vorzeit ironisch aufblitzt, fällt ein Licht auch ab auf Heines Anknüpfungsmethode überhaupt. Um ungestört in der biblischen Überlieferung des Judenhasses eigene Stützpunkte zu gewinnen und um in einer feindlichen Öffentlichkeit seine Absichten dabei zugleich zu verfolgen und zu decken, bedient er sich einer literarischen Möglichkeit, die er den alten Kabbalisten abgelauscht hat: der Anspielung in knappster Form (Allusion).

Dazu ein anderes Beispiel. Der hellenisch-syrische König Antiochus erobert Jerusalem und lässt seine Soldateska rauben und morden. Den Tempel schändet er vor allem durch eine symbolisch-produktive Attacke: Er lässt auf den jüdischen Brandopferaltar eine Altarstatue des Zeus Olympios hinaufwuchten.

¹ Heine, *Sämtliche Schriften*, hrsg. von Klaus Briegleb, München 1968–1976; Taschenbuchausgabe 2005². Nach dieser Ausgabe wird zitiert; hier: Bd. 2, S. 266 f. Im Folgenden als Klammervermerke hinter den Zitaten (z. B. II, 266 f.).

Den Einwohnern Jerusalems verbietet er bei Todesstrafe ihren Gottesdienst und ein Leben nach ihren Gesetzen. Im so genannten Makkabäischen Krieg aber siegt schließlich Judas Makkabi. Sein Andenken soll, ausgehend vom biblischen Preislied (1. Makk. 3, 3 ff.), verklärt und gefeiert werden bis ans Ende der Welt. Ein Anfang wird unmittelbar nach dem Sieg gemacht: Das „ganze Volk feiert unter Liedern, Zither- und Harfenspiel und dem Klang der Zimbeln“, nachdem die Soldaten den Tempel gereinigt, erleuchtet und wieder-geweiht haben (1. Makk. 4, 50 ff.). Daraus entstand das (nationale) Lichtfest Chanukka, dessen jährliche Feier zugleich an den Hass der „Völker ringsum“ erinnert, die nun, nachdem Jerusalem sich selbst befreit hatte und wieder „alles war wie früher“, die Ausrottung aller Juden beschlossen, „die bei ihnen wohnen“ (1. Makk. 5, 1 f.).

Aus den Erzählungen von der syrischen Besatzergewalt gegen Jerusalem strahlt etwas in die Überlieferung hinaus, das Heine stark machen möchte; es ist die Lockerung einer orthodox-zeremoniellen Bindung an den Einen Gott. Antiochus, der den Beinamen „Epiphanes“ („Der sich überhebt, selbst ein geoffenbarter Gott zu sein“) oder auch „Antimesias“ trägt, wird in Heines Sicht auf die Bibel, wie auch die Könige Nebukadnezar oder Belschazzar (I, 54; II 107, 287), nicht als „Bösewicht“ erinnert, sondern als mächtiger Widersacher des jüdischen Monotheismus. Der Dichter krönt diese Nuance in einer erfundenen Talmudgeschichte vom gefesselten, schönen Messias, dem „rettenden König der Welt“ (IV, 119 ff.).

Es ist bedeutsam, dass in Heines Schriften, wenn vom Umgang mit Judenhass (und von Gottes Strafgerichten) in der Bibel die Rede ist, auch an ein positives Bild von griechisch-hellenischer Lebensart, vor allem aber an die Symbolgestalt eines gerechten Königs zumindest andeutungsweise angeknüpft wird. Antiochus hat gerade in seiner widersprüchlichen Rolle als Feind und König die besondere Bedeutung, dass selbst an seinem Beispiel eine entscheidende Differenz in den biblischen Erzählungen vom real bedrohten Volk Gottes aufscheint: Königliche Feinde stehen im theologischen, nicht eigentlich ethnischen Horizont der Kriege gegen Israel.

Es sind Minister und Feldherren wie Haman (oder Holofernes?), welche bei der Ausfüh-

rung königlicher Befehle diejenigen Grausamkeiten begingen, denen in den Gedächtnisfeiern das Attribut des *besonderen* geschichtlich Bösen zugeschrieben wurde, weil es als Realverkörperung dieses Bösen und als unmittelbar erfahrener Hass erzählt werden konnte, als Hass, der gegen die Existenz des jüdischen Volkes gerichtet ist. Keine königliche Aura, aber auch kein geschichteschreibender Relativismus lenkt das Gedenken von der klar umrissenen Figur des Bösewichts ab, wie schwankend sein Bild zwischen Historie und Legende auch sei.

Die moderne Dichtung kann im Gegensatz zur legendarischen Erzählung *Böse* und *Gut* nicht klar trennen. Zwar legt in dieser Sichtweise die hebräische Bibel selber den Grund zu ihrer Modernisierung in einer Literatur wie der Heine'schen, aber in den alten Geschichten zahlen die Feindfiguren vom Schlage Hamans noch den Preis, dass ihnen eine historische Überlieferungstreue als „Person“ nicht zuteil wird. Wozu auch? Ihnen ist im ritualisierten Gedenken der Verfolgungsgeschichte stets ausschließlich diese eine legendarische Bestimmtheit und Rolle verliehen: Sie sind böse. Und „natürlich“ blieb es nicht aus, dass der Erzähltrieb in den Heldenlegenden auch über das Bild siegreich-feindlicher Könige den Schleier des Bösen warf. Es bedurfte der Heine'schen Solidarität mit dem königlichen Prinzip, ihn zu heben.

Das Gute ist im Horizont des geschichtlich Bösen ein für alle Mal und kanonisch geklärt im Geltungsbereich einer Lebenspraxis nach den Gesetzen der Tora. *Das Gesetz* ist gut, jegliches Guttun ist in ihm kollektiv voraus garantiert, kraft seiner Herkunft von Gott. Es ist judaisches Urgestein, dass Gott seinem Volk den Imperativ, individuell gut zu sein, abgenommen und ihm eine schwerere Aufgabe aufgebürdet hat, nämlich im Angesicht des Bösen seine Moral zu gestalten.

Diese Aufgabe hat die Abhängigkeit des Volkes von seinem Gott „geschichtlich“ erst so hart gemacht. Darauf antwortet ein Zug zur Verinnerlichung des Familienlebens. Auch dies unterzieht Heine seiner parodierenden Erinnerungsmethode, jedoch in liebevoller Version angesichts des Glaubens der Juden, ihres „tausendjährigen Familienübels“ (I, 271): „Je mehr aber der Hass sie von außen bedrängte, desto inniger und traulicher wurde

das häusliche Zusammenleben, desto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach (. . .).“ (I, 463)

In der biblischen Erzählwelt, in der das Böse zwar absolut, aber nicht abstrakt ist, ist auch der jüdische Held kein Moralheld mit individuellen Zügen. Sein Gegenspieler, der Bösewicht, kommt immer über das ganze Volk, und Gott entscheidet, ob er den Angriff auch auf sich selbst als den Vertragspartner seines Volkes verstanden wissen will – dann handelt Er durch seine obsiegenden Helden – , oder ob er, keinem Dialog (Gebet) mehr zugänglich, die Hand vom Volke zurückzieht und „Helden“ handeln und verlieren lässt, die er *verlassen* hat – „Märtyrer“ im gottlosen Raum – , als verlasse er das ganze Volk. Shylock ist hier Heines Prototyp (IV, 265 f.). In seiner Sicht als Historiker bleibt dann zurück ein „gemordetes Volk“. „Hie und da, in einem Winkel dieser Welt verborgen“, bewahrten sie ihre Tradition, ihre Sprache und die hebräische Bibel (III, 545).

Kein Volk, keine Helden mehr, so scheinen die Juden der Moderne entgegenzugehen, waffenlos aus der römischen Unterdrückung herausgegangen, alleingelassen gegen ihre Feinde, allein gegen den auf ihre Vernichtung gerichteten, irdisch ewigen Hass. Doch noch immer unbesiegbar erscheint der bedingungslose kollektive Lobpreis des Volkführers Gott. Wie weit geht diese Unterwerfung? Heine geht ihrer biblischen Wurzel nach auf der Suche nach ihrer Moral. „Damals gingen viele, die Recht und Gerechtigkeit suchten, (aus der Stadt) in die Wüste hinunter, um dort zu leben.“ Der Besatzerkönig Antiochus hatte ihnen ein Leben unter ihren Gesetzen, z. B. auch das Begehen des Schabbat verboten. An einem solchen Tag sagten die Soldaten zu ihnen: „Jetzt ist noch Zeit (. . .), tut was der König sagt; dann bleibt ihr am Leben. Die Juden antworteten: Wir tun nicht, was der König sagt; wir werden den Sabbat nicht entweihen. Da gingen die Soldaten sofort zum Angriff über. Die Juden gaben keine Antwort mehr; sie warfen nicht einmal Steine (. . .), denn sie sagten [unter sich selbst]: Wir wollen lieber alle sterben, als schuldig werden.“ Sie starben alle (1. Makk., 29 ff.).

Heine, wenn er von jüdischen Märtyrern spricht, überspringt den christlichen Begriff des individuellen Zeugnistodes, der ihm mo-

ralisch so irrelevant ist wie die radikale Gesetzestreue im Judentum. Dies lässt ihn bei Betrachtung des jüdischen Martyriums die Stellung eines Kritikers des jüdischen Gottes einnehmen. Er sieht: Es leidet, kämpft und stirbt ein ganzes Volk, als erfülle es am Ende so am reinsten den Pakt mit Gott. Es ist das „Volk des Geistes“, und aus dieser Sicht leitet Heine seinen Märtyrerbegriff ab: Er setzt ihn gegen die Enthistorisierung der Geschichte, wie sie von christlichen, aber auch von den im Talmud verherrlichten Glaubenszeugen verkörpert werde.

Unter diesem Aspekt wird Heines Weg nicht etwa aus dem Judentum hinaus, sondern in ein modernes säkulares und geschichtsbewusstes Judentum hinein greifbar: Auf diesem Weg wird „der alte Jehovah“ endgültig fraglich, weil seine Duldung des Judenhasses schon immer fraglich ist. Heine stellt sich in der Epoche nach der Französischen Revolution „schonungslos“ einer abermals „neuen“ Erschütterung des Monotheismus (wie Sigmund Freud sich jener „neuen“ zur christlichen Zeitenwende stellt) und proklamiert dies zur „wichtigsten Frage der Menschheit“: zur Frage nach „dem Wesen Gottes“ angesichts der Feinde, die nun auch die Feinde der Revolution sind (III, 591 und 861, und vgl. II, 600 f.).

Die Sichtweise, dem „Volk des Geistes“ alle Aufmerksamkeit zu widmen, ist also auch in unserem Zusammenhang plausibel. Die Juden, klarer als in der Epoche ihrer historischen Stellung als ein bewaffnetes und aufständisches Volk zuletzt im Römischen Imperium, waren am Beginn des Mittelalters – zunächst besiegt und exiliert wie noch nie – ganz in den Geist des Wortes zurückgetreten, den ihnen Gott selbst „aufgeschrieben“ hat (Tora) und der ein Geist des Friedens ist. Sie grenzten dieses religiöse Selbstverständnis wie stets, nun aber wie endgültig ab von Sinnfragen an die Geschichte der übrigen Welt, die doch auch eine antijüdische Geschichte ist. Nicht ohne Spott, der die talmudische Annäherung ans christliche Leidensdogma herausstellt, sagt Heine: „Sie wurden daher (jetzt) ganz eigentlich das Volk des Geistes, keusch, genügsam, ernst, abstrakt, halsstarrig, geeignet zum Martyrium, und ihre sublimste Blüte ist Jesus Christus.“ (III, 566)

Müssen es wirklich quasi christliche Märtyrer sein, die dem Hass entgegneten, müs-

sen es überhaupt „Märtyrer“ sein? Der Judenhass beginnt am Ende der Römerzeit durch das christliche Mittelalter hindurch die Züge des modernen Antisemitismus anzunehmen, denn das Christentum tritt zu den alten Feinden hinzu – und verändert die Feindschaft. Sie artet aus, als zwischen theologischer und ethnischer Verfolgung nicht mehr unterschieden wird.

Überraschenderweise ist die Antwort auf diese geschichtliche Katastrophe ein alter Psalm; er entspringt dem Geist des jüdischen Volkes *und* ihres modernen Dichters. Wir begegnen in diesem Text einem biblisch-poetischen Zeugnis, das beispielhaft ist für das vor-talmudische Hass- und Gottesbild zugleich, das dann im Talmud aufgenommen und zu Textbruchstücken zermahlen wird. Diese dienen dem rabbinischen Auslegungsritual als Fülle der Rätsel, die un-autorisiert nicht zu lösen seien. Aus der Sprache der Bibel allein, so kontert Heine, oder aus ihren begnadeten Nach-Poeten wie Jehuda ben Halevy (oder Heinrich Heine), wehe „der Odem des göttlichen Wortes“ (III, 512; VI/1, 136). Wer die Bibel lese, könne sich auch ohne „besondere gelehrte Anleitung (...) literarisch aussprechen“. Dazu bedürfe es allerdings in ganz Europa der „politischen Revolution“, die auf die religiöse, auf die Bibelübersetzungen in die Volkssprachen folgt. So werde vielleicht auch in Deutschland einmal „die Freiheit überall sprechen können, und ihre Sprache wird biblisch sein“ (III, 546).

Heine beglaubigt diese Erwartung im eigenen Werk durch eine vielfältige lyrisch-politische Bibelnachfolge, worin er seinen Beitrag erblickte, den Weg der Juden in die „europäische Kultur“ zu befördern; die „dogmatischen Spitzfindigkeiten“ in der talmudischen Auslegungskultur stünden solcher Wirkungsweise der Bibel entgegen (II, 76; III, 516, 685 usw.). Heines verborgenste Beziehung zur Bibel ist sein Umgang mit der dort vorwaltenden Bindung der menschlichen Freiheit an die Gottes. Im Bereich der Psalmen lohnt sich in dieser Rücksicht daher die Lektüre des 44. (eines „Volksklageliedes“) und ein Vergleich mit dem 137., dem Davidischen „Rachepsalm“, der Heines Liebling gewesen zu sein scheint („Bei den Wassern Babels“).

Im 44. ist Freiheit dreifach gebunden: an das Verfolgungsleid, an die Gattung der Sie-

geslieder und an die Haltung des Forderns im Zweifel an Gottes Freiheit. Warum hilft er nicht gegen die Feinde? „Gott, (...) Du hast Nationen zerschlagen, / sie aber [unsere Väter, K.B.] ausgesät. / Denn sie gewannen das Land nicht mit ihrem Schwert, (...) Du, mein König und mein Gott, / du bist es, der Jakob den Sieg verleiht. / Mit dir stoßen wir unsere Bedränger nieder, / (...) ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, (...) / alle, die uns hassen, bedeckst du mit Schande. (...) Doch nun hast du uns verstoßen und mit Schmach bedeckt, / du ziehst nicht mit unserm Heer in den Kampf (...) / und Menschen, die uns hassen, plündern uns aus. / Du gibst uns preis wie Schlachtvieh, / unter die Völker zerstreust du uns. / (...) Du machst uns zum Spottlied der Völker / (...)“ Am Rhythmus des Siegeslieds orientieren sich auch diese Verse der Demütigung. Sie kehren die Gotteshymne bloß um, bereiten die Frage der Getreuen vor: WARUM. „Das alles ist über uns gekommen, / und doch haben wir dich nicht vergessen (...), / Unser Herz ist nicht von dir gewichen, / noch hat unser Schritt deinen Pfad verlassen. / Doch du hast uns verstoßen an den Ort der Schakale (...) / Nein, um deinetwillen werden wir getötet Tag für Tag, / behandelt wie Schafe, die man zum Schlachten bestimmt hat.“

Heine hat vor allem in sein Früh- und Spätwerk eine ähnliche Textstimmung hineingenommen, eine dialogische Theologie, die ihm als freien Schriftsteller die „Macht“ gebe, aus dem Bann des Talmud hinauszudeuten und „unumwunden“ und eingedenk des „tausendjährigen Schmerzes“ der Juden über „das Wesen Gottes“ in der Moderne seine „Bekenntnisse“ auszusprechen. Religiöses Denken und lyrischer Bibelbezug wirken dabei zusammen (I, 271; III, 861, sowie VI/1, 135): „Bei den Wassern Babels saßen / Wir und weinten, unsre Harfen / Lehnten an den Trauerweiden (...) / Lange schon, jahrtausendlang / Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!“

Wie der Sänger des „Volksklagelieds“ nutzt Heine das bibel-sprachige Redesubjekt der Propheten Israels, „Wir / Ich“. Der alte und der neue Dichter geben nun den ganzen Raum der Geschichte frei als Bühne für den unmittelbar sprechenden Dialog mit Gott. „Die uns hassen“ kommen aus diesem Raum. Als auch ihr Gott erscheint „unser“

Gott *im Text*! Er lässt die Feinde gewähren. Antijudaische Großereignisse der Vorzeit und aller Zeiten werden wie unwillkürlich assoziiert, etwa die erste Tempelzerstörung, die hellenistische Herausforderung oder die apokalyptischen Weissagungen bis hinein in die messianische Dehnung des geschichtlichen Raums – und drängen den Text zu einem Gebet von dramatischer Wucht: „Wach auf! Warum schläfst du, Herr?“ Eine solche Lyrik ist weltgeschichtlich orientiert. Ihre Wurzel ist der theologische Zweifel der Juden. Ein ganzes Volk klagt, sein Sänger trägt den Zweifel vor.

Ein Märtyrer des Zweifels wendet sich an Gott, dessen Abwendung er besingt; Zweifel ist das schlagende Herz seines Textes. Er drängt auf Gebet und Teilhabe an einem poetischen Prozess, der unsere Vernunft tief beunruhigt, denn er rührt an die Sprengkraft und den Hassursprung derjenigen Affekte, die den geschichtlichen Abstand zu allen Verfolgungen augenblicklich annullieren können – im Gedicht. Der biblisch versprachlichte Zweifel ist geboren aus dem Leben, nicht aus dem Wort, wie noch im Talmud. „Dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muss, so muss er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. – Aber wohl demjenigen, der gesund ist und keiner Medizin bedarf!“ (V, 190 f.)

Die Erfahrung, Verfolgungen mit Wissen Gottes zu erleiden, ist an das Leben neben dem Brudervolk geknüpft, Edom, das die Urfeindschaft gegen Israel symbolisiert. Gott hat Edom an Israels „Grenze“ in Palästina gepflanzt, das also den Keim des Exils sofort in sich trug. Israel lebt ganz unsymbolisch immer im Angesicht des Primärfeindes neben ihm. Die dem Zweifelnden brennendste Frage, warum Gott den Hass auf sein Volk zulässt, ist immer auch gestellt eingedenk dieser Näheerfahrung: Auch über Edom hält „unser Gott“ seine Hand!

Der Zweifel ist der Schmerz bei der Geburt Israels, als Moses eine Moral schuf, die

nicht mehr ablösbar sein sollte vom Monotheismus. Für den mitgeborenen jüdischen Intellektuellen ist Moral: Zweifeln. Es presst den Erlösungsgedanken hervor im Angesicht des ewigen Feindes. Trotz allem den Erlösungsgedanken festzuhalten, wie der Psalmist – „Erwache, verstoße nicht für immer! / (...) In deiner Huld erlöse uns!“ –, das ist der Grund zu Israels Größe und intellektueller Kraft. „Die Juden (...) waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. (...) Wenn nicht jeder Geburtsstolz bei dem Kämpfen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, dass seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, dass er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben“ (VI/1, 481) – immer des Feindvolkes Edom gewärtig, des palästinischen Brudervolks, das „uns hasst“.

Der deutsche Jude Heinrich Heine notiert im Bewusstsein dieser urbiblischen Quelle einige bemerkenswerte Sätze, die seinem „westöstlich dunklen Spleen“ entweichen (VI/1, 136) und am Hass-Schema Edom-Israel rütteln; sie verweisen, den Psalm im Rücken, auf den von Gott gelittenen Widerspruch von Größe und Hass zwischen Brüdern auf gleichem Boden, den der Widerspruch auch zum Feindland macht mit der Binnengrenze zwischen „Juden“ und „Deutschen“ in *einem* Land, das zugleich „hellsonniges Morgen- (und) schönes Vaterland“ ist (IV, 42; Numeri, 24, 5; I, 58, IV, 370).

Die Sätze enträtseln das notorisch als peinlich empfundene Pathos im Vorwort zu „Deutschland. Ein Wintermärchen“ (IV, 574 f., „Pflanzt die schwarz-rot-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben“) und klären auf über den zurückgehaltenen Schmerz im Pathos. „Schon in den ältesten Zeiten (...) erschien mir Judea immer als eine Art Deutschland“ – „Aber nicht bloß Deutschland trägt die Physiognomie Palästinas, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage erhebt

sich, denn die Juden trugen schon im Beginne das moderne Prinzip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet.“ (IV, 185 und 258)

Deutschland könnte frei werden von Judenhass, „wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören“ (IV, 575). In solchen radikal selbstreflexiven Wenn-dann-Sätzen reißt Heine als Jude die „Gewärtigkeit“ des Hasses an der Identitätsgrenze Judäas heraus aus der alt-nationalen in eine neu-europäische Perspektive, als Deutscher aber zweifelt er nicht weniger als der Psalmist und setzt auf Moral.

Was gemeint ist, erschließt sich bei Lektüre des Gedichts „An Edom!“. Hatte der Psalmist seine Erfahrung mit dem Bruder Edom in die Anrede an Gott, der ein Mit-Vater des Feindes ist, verschmolzen, so wendet sich Heine direkt an den Bruder und vermag so die Moral zu gestalten, die das Judentum den ihm noch feindlichen Völkern voraus hat. In einer Nuance ist sie ausgesprochen: „fast“. „Ein Jahrtausend schon und länger, / Dulden wir uns brüderlich, / Du, du duldest, daß ich atme, / Daß du rasest, dulde Ich. // Manchmal nur, in dunkeln Zeiten, / Ward dir wunderbarlich zu Mut, / Und die liebfrommen Tätzchen / Färbtest du mit meinem Blut! // Jetzt wird unsre Freundschaft fester, / Und noch täglich nimmt sie zu; / Denn ich selbst begann zu rasen, / Und ich werde fast wie Du.“ (I, 271)

„Deutschland. Ein Wintermärchen“ ist eine jüdische „Heimkehr“-Reise. Der Poet begegnet dem Gekreuzigten – einem „Bruder“? –, und ihm stockt der Atem, denn alles, was er über ihn denkt, kann er in wenigen Versen nicht aussprechen, jedenfalls nicht besonnen genug. Wie ist zu schreiben? Allein mit Spottlust? („Du Narr, du Menschheitsretter!“), mit Wehmut? („mein armer Vetter, / Der du die Welt erlösen gewollt“), passionskritisch? („jetzt hängst du am Kreuz / Als warnendes Exempel!“), mit Hass auf Jesus-Narziss, den falschen, das Gewaltchristentum begründenden Messias? Tatsächlich aufgeschrieben, schließlich aber wegzensiert, ist ein solcher Hass: auf „das heilige Gespenst, / Die auferstandene Leiche, / Die ausgesogen das Lebensblut / Von manchem Volk und Reiche (...)“ (IV, 1024). „Ich werde fast wie du“!

In der Reise durch Deutschland ist die Reise der verfolgten Juden im Exil seit dem Auszug aus Ägypten eingeholt und wird neu gedeutet. Zum Beispiel in „Cöllen“: Auf höchstem Anspielungsniveau ist Exodus 12 parodiert. Nicht Götter, Mensch und Vieh in Ägypten, sondern das feindliche Christentum wird kraft des göttlichen Blutzeichens dem Tod geweiht. Was Heine für das Werk des Moses hält – Größe: „Er meißelte Menschenobelisken“ (VI/1, 481) –, modifiziert er zur Ich-Traumwanderung des verwundeten Juden Antäus, dem nach jeder Niederlage die Kräfte neu wachsen, wenn er „wieder mit dem Himmel in Berührung kommt“ (IV, 119 und 579). Die Schritte des Riesen hallen wider in den nächtlichen Gassen. Die steinernen Häuser geben die Legenden und Geschichten der heiligen Stadt seinem aufgewählten Gedächtnis preis, wo sie ins Trauma des ewigen Erinnerens übergehen. „Die Enkelbrut erkennt man noch heut / An ihrem Judenhasse.“ (IV, 584)

Gott selbst war zur Rettung der Juden an den Häusern vorübergegangen, das „Dreinschlagen“ des Gerechten damals (Ex. 12, 13) übernimmt jetzt der befreiende Gedanke des Dichterriesen, und ein Kennzeichen der Parodie (Verkehrung) verrät, dass „Ich“ im Gegensatz zu Gott nicht selbst „dreinschlagen“ will. Zwar setzt er das Blutzeichen „verkehrt“, getreu seiner Affekte, nämlich an die Türpfosten der Christen. Aber die Herkunft des Bluts ist nicht das vom alten Gott geordnete Opferlamm in Ägypten, sondern die eigene Herzenswunde in Deutschland. In der Ichspaltung des Traums „geschieht es“, dass der jüdische Dichterriese das Dreinschlagen an den Büttel, der seine Gedanken vollstreckt, delegieren wird: Nur „fast“ ist er geworden wie Edom. Beim Dröhnen der geträumten Hinrichtungsgewalt erwacht er – und Blutströme schießen aus seiner Brust.

Heines „ureigenster Widerspruch“ in seiner Bibelnachfolge ist nur in seiner religionsgeschichtlichen Universalität zu verstehen. Antiochus, ähnlich wie Salomo, hat in die hebräische Bibel die Geheimspur eines verlockend „anderen“ religiösen Lebens eingeschrieben (IV, 578): andere Götter und Tempel; in Heines berühmtesten Worten „Rosen und Myrten, Schönheit und Lust, und Zuckererbsen nicht minder“, eine kunst- und sinnenfreundliche Friedensbotschaft, auf deren

„Verkündigung“ der jüdisch-deutsche Dichter im Exil sich selber gut und gläubig verstanden hat, heiter und anscheinend ungebrochen noch einmal, jetzt, als sein jüdischer Geistriese Deutschland betritt.

Aber die „anderen Götter“ sind bis ins Grab sein schwierigstes Kennwort. Er hat als Philosoph versucht, ihr ungezügelt Leben zu bannen in der (pantheistischen) Lehre vom „heiligen Gott“, der „überall“ sei, „im Licht / Wie in den Finsternissen“ (IV, 325). Aber es gelang ihm nicht. Die Bibel fortschreibend, gelang es ihm nicht. Vor der Spanischen Synagoge in Venedig im November 1828 traf den Intellektuellen die Offenbarung, die er 1838 in Paris aufschreibt (IV, 265): Die Juden seien zu schwach, „das tausendjährige Familienübel“, das sie aus dem Nilal mitschleppen (IV, 420), ihren Glauben, selbst zu beherrschen. Er sei zur fixen Idee geworden, deren Wert unbestreitbar ist, sie aber isoliert, niederdrückt und inkurabel mache.

„Welches Martyrtum haben sie schon um dieser Idee willen erduldet! welches größere Martyrtum steht ihnen noch bevor!“ Wehe! wenn sie mit ihrem alten Gott allein bleiben und ihnen die rabbinische Nuance, „Auslegung und Schiboleth“, zum Verhängnis wird. Wenn „die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus“ (III, 639) siegen werden, „vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Korans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird.“

APuZ

Nächste Ausgabe

4/2006 · 23. Januar 2006

Zentralasien

Friedemann Müller

Machtspiele um die kaspische Energie?

Alexander Warkotsch

Russlands Rolle in Zentralasien

Mehdi P. Amineh

Die Politik der USA, der EU und Chinas in Zentralasien

Asiye Öztürk

Die geostrategische Rolle der Türkei in Vorderasien

Marie-Carin von Gumpenberg

Markus Brach-von Gumpenberg

Zur Rolle der OSZE in Zentralasien

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Katharina Belwe
Dr. Hans-Georg Golz
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Ludwig Watzal
Sabine Klingelhöfer
Andreas Kötzing (Volontär)
Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 36 91-0

Internet

www.bpb.de/publikationen/apuz
E-Mail: apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main

Vertrieb und Leserservice

Die Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81,
60327 Frankfurt am Main,
Telefon (0 69) 75 01-42 53,
Telefax (0 69) 75 01-45 02,
E-Mail: parlament@fsd.de,
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen
für **APuZ** zum Preis von
Euro 3,58 zuzüglich
Verpackungskosten, Portokosten
und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
des Herausgebers dar; sie dienen
lediglich der Unterrichtung und
Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Eberhard Esche

3-6 **Beiblättchen. Oder: Der Umgang mit Dichtern**

Die Bedürfnisse des Publikums werden in Zeiten geistiger Anspruchslosigkeit zwar großen Drangsalierungen ausgesetzt, aber bestimmt nicht befriedigt oder gar gefördert. Das kündigte sich in der DDR in ihren Verfallszeiten an, das offenbart sich nun in der Bundesrepublik.

Elke Schmitter

6-10 **Erfinder der modernen Liebe**

Die Beschreibung eines ganzen Kosmos macht Heines Liebeslyrik einzigartig. Er hat nicht nur die Raserei der Liebe und die stille Sehnsucht beschrieben. Bei Heine sind die Frauen erstmals selbstbestimmte Wesen, die nicht nur Ja sagen oder in Ohnmacht sinken: Sie spenden und empfinden Lust.

Joseph Anton Kruse

10-18 **Warum Heine heute?**

Heinrich Heine gehört zu den Stimmen der jüngeren Vergangenheit, die uns die Gegenwart verständlicher machen und für die Zukunft überraschende Einsichten bereithalten. Vor allem die späten Überlebensstrategien Heines machen ihn zum modernen Menschen.

Edda Ziegler

18-25 **Dichterliebe und Denkmalstreit**

Die deutsche Heine-Rezeption ist Erfolgsstory und Geschichte der Widersprüche zugleich – zerrissen zwischen der Liebe zum romantischen Poeten und der Ablehnung des politischen Publizisten, frivolen Erotikers und „jüdischen Vaterlandsverrätters“.

Thomas Gutmann

25-32 **Heine nach 1945**

In der DDR wurde Heine als „Vorläufer sozialistischen Denkens“ vereinnahmt, in der Bundesrepublik blieb der politische Dichter zunächst ausgeblendet. Erst mit „Achtundsechzig“ gelangte eine Neubewertung zum Durchbruch, die zum „ganzen Heine“ führte.

Klaus Briegleb

32-38 **Heines Umgang mit Judenhass**

Heines Umgang mit Judenhass als Fortführung eines biblischen Programms bezieht sich vor allem auf die biblischen Verfolgungsgeschichten und die späteren christlichen Vermittlungen, die den vorchristlichen Judenhass in den modernen Antisemitismus zu übertragen geholfen haben.